

Franckesche Stiftungen zu Halle

Patriotischer Versuch über die Bildung eines würdigen Offiziers

Ihn, J. C.

Leipzig, 1791

VD18 12326127

Zweytes Hauptstück. Von der Bildung des Geistes.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

urn:nbn:de:gbv:ha33-1-213757

Zweytes Hauptstück.

Von der Bildung des Geistes.

Da ich mit Ueberzeugung fühle, daß Bonnets Meynung: „die Seele ist alles, wozu der Körper sie macht,“ wohl schwerlich von irgend einem Gelehrten als ungegründet widerlegt werden kann, und daß auch jeder würdige Vater künftiger großer Helden diese Behauptung ganz der Wahrheit entsprechend finden, und in dieser Rücksicht alles dazu beitragen werde, den Körper seiner Söhne gesund und stark zu erhalten, damit er fähig sey, die Befehle der Seele in Ausübung zu bringen; so halte ich es jetzt für meine angenehmste Pflicht, von der Bildung des Geistes zu reden.

Ein gesun-
der und ro-
bustler Kör-
per muß
nicht das
einzige
Haupterfor-

Ein Mensch mit den besten Körperfähigkeiten versehen, aber ohne alle Bildung des Geistes oder der Seele, gleicht einem Schiffe, das mit allem möglichen ausgerüstet und versehen ist, um den wütenden Stürmen und rasenden Wellen

Trog

Troß zu bieten, aber nicht mit einem geschickten dorniß eines
 Führer, nicht mit einem geschickten Steuer- Offiziers
 manne. — Stürme und Wellen vereinigen lange
 ihre Wuth vergebens; die Thau, vom Nord-
 winde gespannt, knarren; gleich Felsen, thürmt
 sich die hohe See auf; nach langem Widerstande
 wird es endlich doch gegen eine Felsenwand ge-
 schleudert, und zertrümmert. Weniger beschä-
 digt würde es in einen sichern Hafen einlaufen,
 wenn es durch einen geschickten Führer eine zweck-
 mäßige bessere Richtung bekommen hätte.

Lange bietet der starke, robuste Mann den
 tausendfachen Gefahren, und den Schwert-
 streichen des Todes Troß; aber besiegt von
 der überlegenen Seelengröße seiner Feinde,
 sinkt er in Staub, und von seinem Fall er-
 schreckt, stürzen Tausende, die sein Muth be-
 lebte, ihm zur Seite, und Ströme von Blut
 trinkt durstig die Erde, bedeckt von diesen Hel-
 den. Lange reichten Nervenstärke, wilder Muth
 und List zur Erlangung eines Heldennamens zu.
 Homer, *) dieser Vater der Dichter, sagt: Es
 kann kein größerer Ruhm für einen Menschen,
 so lange er lebt, seyn, als in dem, was er mit
 seinen Füßen und Armen ausrichtet. Herkules,
 Theseus, Rastor, Pollux, selbst Achill, und alle
 Helden, haben ihre Unsterblichkeit keinen größeren

E 2

Ver.

*) Odysee, Gesang 8.

Verdiensten zu danken; ja, die Urheben aller Völker sind wohl von keinem bessern Gehalte. Ihre Kriegskunst bestand im Morden und Verheeren. Unmenschlichkeit, Grausamkeit und Heldenmuth, waren Geschwister. Man machte die Hirnschädel der Feinde zu Freudenbechern, und Schändungen der Ehe weiber zu Trophäen. Noch ehe das morgenländische Kaiserthum in den letzten Zügen lag, glichen seine Armeen mehr Räuberbanden und zusammengelaufenem Gefindel, als römischen Soldaten. Als aber die Musen aus ihrer Verbannung wieder nach Europa zurückkehrten, wurden die Kriege menschlicher und regelmäßiger. Die Franzosen waren in den neuern Zeiten die ersten, die sich nicht schämten, und es wagten, den Vorzug des Militairstandes auf Kenntnisse aller Art und auf edle Ehrbegierde zu gründen. Ihre Ueberlegenheit unter Ludwig XIV. war die Wirkung der großen Männer, die sie anführten, und der Geschicklichkeit, welche die meisten ihrer Offiziere besaßen. Vor Zeiten bekriegte man die Menschen; jetzt mehr die Natur und den Verstand.

Man hat
überall An-
stalten ge-
troffen, ge-
schickte Offi-
ziere zu bil-
den.

Alle unsere Nachbarn sparen weder Kosten noch Fleiß, geschickte Offiziere zu erziehen. Man bildet zu Wien, Dresden, Stuttgart und Hannover, Männer, die einst Säulen und Stützen ihres Vaterlandes seyn werden. Welche Nation

hat

hat aber in allem Betracht mehr Antrieb dazu, als wir? wo sind die Wege früher gebahnt, und die Mittel dazu mehr erleichtert worden, als bey uns? Das Cadettenhaus und die Ecole militaire sind redende Beweise davon. Da nun auf Seiten des Staats alles gethan wird, brauchbare und geschickte Offiziere zu bilden; so muß auch bey der Privat- oder häuslichen Erziehung junger Offiziere mehr, als gewöhnlich, darauf Rücksicht genommen werden, wozu man die Jünglinge bestimmt.

Auch bey der Bildung des Geistes wird nicht selten das Nützlichste vernachlässigt, wenn Vermögen und Ueberfluß an Glücksgütern gleichsam die Aussicht in die Zukunft erheitern. Alles, was Zwang und Strenge heißt, sucht man mit aller Sorgfalt aus dem Gesichtskreise des jungen Herrn zu entfernen. Jede Gelegenheit, wo es auf Anstrengung seiner Seelenkräfte ankommt, wird entweder zu vereiteln gesucht, oder man braucht fremde Kräfte, um das für ihn zu thun, was er zu erlangen wünscht. Ja, die ganze Erziehung zweckt dahin ab, einen Petitmaitre aus ihm zu machen.

Ueberhaupt hat die Erziehung der Söhne in Deutschland einen sehr großen und wesentlichen Fehler. Man nimmt selten, oder doch erst spät, Rücksicht auf den Stand, dem der junge Mensch

Von den Erziehungsfehlern bey jungen Edelleuten, die sich dem Soldatenstande widmen sollen.

sich widmen soll. Man läßt ihn alles lernen, nur gerade das nicht, was er in Zukunft am meisten gebrauchen wird; da man doch von diesem Standpunkte ausgehen und alles übrige nur nach dem Maaße der Entfernung in seinen Wirkungskreis bringen sollte, wie er es in der künftigen Ausübung nöthig haben wird. Die Aeltern gerathen aus Eigenliebe gegen sich selbst in Entzückung, wenn der junge Herr in Gesellschaft von allem mitsprechen kann, ob er gleich von dem, was er spricht, nichts gründliches weiß, es auch selten lernt, weil er durch das Lob und den Beyfall, welchen er sich durch solche superficielle Neben erwirbt, zuletzt sich selbst zu bewundern anfängt. Wenn dann sein Kopf schon mit hundert unnöthigen, oder in der Jugend noch zu entbehrenden Sachen vollgepfropft ist, die unter sich keine Verbindung haben, und kein vernünftiges System ausmachen, ihm aber immer nachtheiligere Einbildung von sich selbst beybringen; so fängt man an, ihn an sein eigenes Handwerk denken zu lassen, das ihm aber alsdann trocken und ekelhaft vorkommt, und in das er ebenfalls nur so superficial eindringt, als in alle andere sogenannte Wissenschaften, die man ihm beygebracht hat. Auf diese Weise wird nur höchst selten ein gründlicher Mann in seinem Handwerke gezogen. Besitzt er indessen nur viele Dreistigkeit, oder Un-

ver-

verschämtheit, so spricht er, ungeachtet seiner Schwäche, von allen vorkommenden Dingen mit einer Dictatormiene, und wird oft noch dazu von Leuten, die auch nicht mehr wissen, als er, wie ein großer Mann bewundert.

Ist es dann wohl ein Wunder, wenn ein solches junges Herrchen, stolz und eingebildet auf seine wirklich armseligen Kenntnisse, sich für ein großes Licht, und reelle Köpfe für armselige Zünken hält, die nur erst durch ihn, so wie der Mond von der Sonne, ihren Glanz bekommen? Ist es ein Wunder, daß solche eingebilbete Kraftgenies sich wenig oder gar nicht darum bekümmern, das, was ihre Geistesfähigkeiten angeht, durch nützliche Kenntnisse zu ergänzen? Wie sehr ist's daher zu wünschen, daß man gleich bey der ersten Bildung darauf Rücksicht nehmen möchte, Söhnen solche Kenntnisse mitzutheilen, die auf ihre Bestimmung den nächsten und stärksten Einfluß haben, und daß man nie in Bewunderung zerfließen möge, wenn sich hie und da Reime von Kenntnissen bemerken lassen, damit man nicht fürchten darf, ungebildete, unwissende Köpfe zu erziehen.

Ueberhaupt sollte man auch nie solche eingebilbete Begriffe von seinen Söhnen haben, als wenn sie mit ihren Kenntnissen für jeden Stand, zu dem man sie zu bestimmen Lust hat, oder zu

Man sollte
bey Bestimmung der
Söhne weniger schnell
zu Werke
schreiten.

dem sie sich selbst aus Unwissenheit bestimmen, paßten. Denn es ist allemal ein unverzeihlicher Fehler, wenn Aeltern, ohne auf das Talent und den Hang der Söhne Rücksicht zu nehmen, bloß aus Stolz, Eitelkeit, oder nach ihrem eigenen Wohlbehagen, sie zu diesem oder jenem Stande bestimmen; so wie es auf der andern Seite nicht minder fehlerhaft gehandelt ist, wenn man die kindische Lust, das oder jenes zu werden, für das sicherste Kennzeichen ansieht, daß sie nun auch ganz unfehlbar zu diesem gewünschten Stande bestimmt werden müßten. Kinder sind gewohnt, bloß nach dem Aeußern zu urtheilen. Je nachdem sich nun eine Sache von ihrer Außenseite reizend zeigt, je nachdem sind auch die Eindrücke, die selbige auf sie macht, und in eben dem Maaße gewinnen sie auch die Sache lieb. Allein die Folge, und die nähere Bekanntschaft mit dieser so reizenden Sache macht, daß sie selbige bald eben so sehr verabscheuen und hassen, als sie sie anfangs schätzten und liebten. Wie mancher bereut nicht auf seiner schon oft zur Hälfte zurückgelegten Laufbahn — wenn die Verhältnisse und geträumten Glückseligkeiten seiner Hoffnung nicht entsprechen — den ersten unüberlegten Schritt, den er auf selbiger that, und wie gern würde er sie mit einer andern vertauschen, wenn sich ihm nicht neue Hindernisse in den Weg

Weg legten. Er muß also schon mit Widerwillen und beständiger Unzufriedenheit auf dieser Bahn fortwandeln — und welch ein trauriger, mühseliger Weg!

Wäre es daher nicht besser, wenn man seine Söhne zuvor, soviel sichs nur thun ließe, mit dem Stande, zu dem sie sich bestimmen wollen, genau bekannt machte? wenn man ihnen nicht nur seine angenehmen, sondern auch seine unangenehmen Seiten zeigte und kennen lehrte? Sie würden dann weniger schnell wählen, und ihre Wahl würde glücklicher ausfallen. Aber man müßte auch nicht vergessen, ihnen zu zeigen, was zu diesem Stande für Kenntnisse erfordert werden; und der Fleiß, den sie auf diese Wissenschaften verwenden würden, würde das sicherste Merkmal seyn, nach welchem man mit Gewisheit urtheilen könnte, ob es nur bloßer Wunsch, oder fester, reiflich überlegter Vorsatz gewesen wäre, sich diesem Stande zu widmen.

Schon in der Jugend müssen Aeltern und Erzieher darauf Rücksicht nehmen, daß Kinder, die sich dem Militair widmen wollen, solche Kenntnisse (wie schon oben gesagt) einsammeln, die zu diesem Stande, um die jedesmaligen Pflichten zu erfüllen, unentbehrlich sind. Ein Offizier muß daher seine Landessprache gut sprechen und schreiben; er muß die französische Sprache ver-

Was für Kenntnisse muß derjenige haben, der sich dem Militair gewidmet hat?

stehen; er muß zeichnen können, und wenigstens die neuere Geschichte wissen, und Geographie, Geometrie, Natur = Völker = und Landesrechte, den Kleinen Dienst und einige Stücke der Ingenieurkunst und Taktik studieren.

Wenigstens einen Theil von diesen Kenntnissen sollte der schon mitbringen, der einmal sein Glück beym Militair zu machen hofft, und nie sollte er aufhören, sich in diesen Wissenschaften zu üben; denn es giebt keine Wissenschaft, deren Gränzen man erreichen kann, und wenn man auch ein doppeltes Leben darauf zu verwenden hätte. Und daß diese Wissenschaften, die ich von einem Offizier verlange, schlechterdings unentbehrlich sind, hoffe ich deutlicher zu beweisen und aus einander zu setzen.

Ein Offizier muß seine Landessprache gut sprechen und schreiben.

Ehebem vergönnte man in Rußland einem Ausländer zwey Jahre, um die Landessprache zu erlernen; war diese bestimmte Zeit verflossen, so mußte er den Dienst verlassen, wenn es ihm unterdessen mit Erlernung der Landessprache nicht geglückt war. So sehr man auch diese Forderung für nicht überflüssig hält, so ist doch keine, wider welche bey allen Nationen unserer Zeit mehr gesündigt wird. Offiziere, die einen Brief ohne grammatikalische Fehler schreiben, sind nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich selten. Auf seine Landessprache Zeit verwenden, findet man

man lächerlich, so wie überhaupt die ganze Sache die Würde eines Offiziers entehrend, ohnerachtet ein Varro, ein Cäsar und die ersten Helden Roms, diese Wissenschaft für ihre Würde nicht zu geringe hielten. *) Noch seltener ist die Gabe, seine Gedanken schön, bündig und kurz auszudrücken. Die größten Feldherren der Vor- und Nachwelt besaßen jene Kunst, und nur in neuern Zeiten hat man angefangen, statt einer kleinen Unterweisung lange Sermonen zu halten, die junge Offiziere mehr verwirren als belehren, bey alten erfahrenen aber unnütz sind.

Ein Offizier, der sich nicht deutlich und verständlich erklären kann, ist auf keinen Fall zu gebrauchen. Gesezt, er hat Briefe oder Aufsätze mancherley Art an seine Vorgesetzten, oder an Personen von Geschmack einzusenden, was für Urtheile müssen diese von seinen Fähigkeiten fällen? Zwar kann er durch andere dergleichen Briefe und Aufsätze — wie es auch zu geschehen pflegt — ausfertigen lassen; aber, welch eine traurige Zuflucht ist dieses nicht! Denn wie selten bleibt dieses verschwiegen. Müssen nun seine Vorgesetzten, oder, welches noch schlimmer ist, seine Untergebenen, nicht die niedrigste Meinung von ihm fassen? Sein Ansehn ist verloren, und
der

*) Siehe Herders vortrefliche Preißschrift vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften.

Beispiele
hiervon.

der Nutzen, den er stiften sollte, auf lange Zeit nicht zu erwarten.

Es ist kein Stand in der Welt, bey dem so viel auf das Zutrauen anderer ankommt, als in dem Militairstand. Dies Zutrauen aber kann sich der nie erwerben, der die Landessprache nicht in seiner Gewalt hat. Die Furcht, sich nicht gut auszudrücken, hält in vornehmen Gesellschaften oder in Gegenwart eines Fürsten oft die Gefinnungen und Urtheile einsichtsvoller, im Vortrage aber ungenübter Personen, zurück. Wie viel vermag nicht aber ein netter, angemessener Ausdruck über die Herzen — wie oft hat nicht eine Anrede an ein Heer Wunder gethan! War nicht Wohlredenheit die Triebfeder der Erhebung der größten Griechen und Römer, so wie sie es in Großbritannien noch ist? Selbst Völker, die wir für Barbaren halten, haben solche nicht vernachlässigt. Marigny *) sagt von Muhammed, der in der größten Armuth erzogen, und dessen hohe Schule ein Kameelstall gewesen war: „Er schien sich auf seine Sprache ganz besonders gelegt zu haben. Er war von Natur beredt, seine Schreibart stark und eindringend, seine Wendungen zierlich, und seine Ausdrücke ungemein lebhaft.“

Warum ahmen wir in der Geschicklichkeit, schön zu sprechen und zu schreiben, nicht einem
Sylla,

*) Geschichte der Araber, B. 1. S. 44.

Cysla, Lukull, Cäsar, Antonius und Octavius
 nach? Auch selbst dann, wenn man in der Ju-
 gend noch so sehr vernachlässigt ist, lassen sich
 dergleichen Mängel in folgenden Jahren ersetzen,
 wenn man sich nicht selbst hernach noch zu ver-
 nachlässigen Lust hat. Viele vortrefliche Schrif-
 ten — an welchen wir gewiß keinen Mangel
 haben — können das bey uns ergänzen, was
 in unserer Jugend vernachlässigt wurde. Schon
 der wörtliche Ausdruck läßt uns auf den Charak-
 ter eines Volks schließen. Die morgenländische,
 die griechische, die lateinische Sprache, ja sogar
 der bloße attische Dialekt, hatten etwas, wor-
 aus man einige Originalzüge des Volkscharak-
 ters erkennen konnte. So auch mit allen Spra-
 chen in der Welt. Sieht uns der Unterschied der
 Mundart eines Obersachsen und eines Westphä-
 lingers nicht gleich ein Bild von der Verschieden-
 heit ihrer Sitten? Ein feiner sinnreicher Ausdruck
 verräth einen Menschen von feiner und gesitteter
 Lebensart und sinnreichem Geiste. Wem ist da-
 her wohl zu verdenken, wenn er uns nach unse-
 rer fehlerhaften Sprache, und unsern eben so feh-
 lerhaften Briefen, beurtheilt? Wer kann es ei-
 nem Manne von Geschmack verübeln, wenn er
 der Gesellschaft elender Schwäger, deren Spra-
 che seinen Ohren so verhaßt ist, als das Ge-
 krächze der Krähen, den Rücken kehrt, und die
 Gesell.

Gesellschaft derer vorzieht, die durch ihren angenehmen Ausdruck, durch ihren sinureichen Witz und durch ihre Munterkeit jedes Ohr aufmerksam machen?

Die deutsche Sprache besonders besitzt so viel Reichthum, Stärke und Annehmlichkeit, daß es unmöglich ist, einen Mosheim, Hagedorn, Gellert, Klopstock, Lessing, Eramer, Göthe, Mendelssohn, Ramler, Wieland, Gleim, Jacobi, und an ihrer aller Spitze einen Herzberg, nebst vielen andern vortreflichen Schriftstellern Germaniens, zu lesen, ohne aufgemuntert zu werden, — wenn man anders Geist und Vaterlands-
liebe fühlt — ihnen nachzuahmen. Wir haben Originale aufzuweisen, um welche uns selbst Englands und Frankreichs stolze Söhne beneiden, und zu diesen berühmten Namen fügt fast jedes Jahr noch neue Ankömmlinge hinzu. Dein Ruhm, theures Vaterland, steht in seiner schönsten Blüthe. Schon vernachlässiget man weniger, als sonst, seine Muttersprache. Aelteren fählen es, was für Schande es ist, die ersten und besten Jahre des Unterrichts bey ihren Kindern darauf verwenden zu lassen, fremde Sprachen vor allen Dingen zu erlernen, um in Gesellschaft auswendig gelernte Dialogen gerabedreht herplappern zu können, um dadurch als ein junger Mensch von seiner Erziehung geachtet zu werden.

Sie

Sie fühlen, wie viel Schande es für einen Deutschen ist, seine eigene Sprache nicht zu erlernen, sondern sie, wie es, leider! bisher geschehen, zu vernachlässigen. Ja, theures Vaterland, die Zeit ist schon nahe, wo man es für eine Ehre halten wird, ein Deutscher und kein Ausländer zu seyn, und das hohe Beyspiel Friedrich Wilhelms des Vielgeliebten giebt dieser Ehre das größte Gewicht. Nach Briefen aus Wien spricht selbst der Pabst etwas deutsch, wozu vielleicht der, zu Deutschlands Schande, lang verkannte Winkelmann beygetragen hat.

Mit dem, was ich oben behauptete, will ^{Ein Offizier} ich keinesweges festsetzen, daß man andere leben- ^{muß die} ^{französische} ^{Sprache} ^{verstehen.} de Sprachen nicht zu erlernen und zu verstehen nöthig habe, sondern ich behaupte vielmehr, daß es höchst nothwendig für einen Offizier ist, außer seiner Muttersprache wenigstens auch noch die französische zu sprechen und zu schreiben; denn niemand wird behaupten, daß sie zwar vor unsrer Muttersprache keine Vorzüge — dennoch aber ihre eigenthümliche Kürze, Schönheit, Reichthum, angenehme Wendungen, sinnreiche Anspielungen und sanften Wohlklang hat. Ihr haben wir die ersten ausführlichen Unterweisungen in der Kriegskunst zu verdanken, und überdies ist sie nicht nur die allgemeine Sprache aller kultivirten Nationen gewesen, sondern sie wird selbst auch an den mei-

meisten Höfen gesprochen. Wir haben schon mit Frankreich Kriege geführt, wir sind schon seine Bundesgenossin gewesen; beides macht die französische Sprache dem Offizier unentbehrlich. Wie oft geräth derselbe nicht in die Nothwendigkeit, mit seinen Vorgesetzten oder andern Personen etwas zu reden, was die Umstehenden nicht wissen dürfen! Ein ähnlicher Fall des russischen Generalleutnants von Berg rettete 1761 einige unserer Bataillons von der Ueberrumpelung. Als der General mit Anbruch des Tages seinem Adjutanten die Befehle zum Angriffe in russischer Sprache gab, befand sich ein ranzionirter Trompeter des ehemaligen von Lossowischen Husaren Regiments in seinem Zimmer, dessen Ablieferung an den preussischen Vorposten er sich bedienen wollte, die Gegend recognosciren zu lassen, wo das Korps des Prinzen Eugen von Württemberg kantonirte. Ein starker Nebel begünstigte diesen Anschlag. Der Trompeter hatte aber in seiner Gefangenschaft Russisch erlernt, er entdeckte also bey seiner Ablieferung den preussischen Vorposten die ihnen drohende Gefahr. Man ergriff sogleich das Gewehr. Der General fand die Bataillons in Bereitschaft, ihn zu empfangen, weshalb er den Streich nicht ausführen konnte, den er entworfen hatte, der aber vermuthlich geglückt wäre, wenn er mit seinem Adjutanten französisch gesprochen hätte.

Der

Der Posten eines Generaladjutanten ist im Felde für einen Subalternen der angenehmste und lehrreichste, und oft auch die gewisste Stufe zur Beförderung. Allein ein General kann nie einen dazu wählen, der die französische Sprache nicht versteht. Die wenigsten guten Bücher sind übersetzt, und unter diesen sind, leider! noch weniger, die gut übersetzt sind.

Um diese und andere Sprachen zu erlernen, wäre sehr zu rathe, daß man die Anfangsgründe der lateinischen Sprache in der Jugend lerne, weil diese die Erlernung fremder Sprachen sehr erleichtert.

Wenn je eine Wissenschaft für allgemein nützlich angesehen werden kann, so ist es gewiß die Geschichte. Die niedrigste Klasse von Menschen, wenn sie die in der Geschichte, sowohl alter als neuer Zeiten, erzählten Begebenheiten, Ereignisse, Erfindungen, nebst den verschiedenen Handlungen der Menschen und ihren Folgen, genau erwägt, kann dadurch nicht nur moralisch besser werden, sondern sich auch mit leichter Mühe in ihrer Beschäftigung oder Handthierung vervollkommen, auch wohl gar entweder zu neuen nützlichen Erfindungen Veranlassung geben, oder selbst Erfinder werden. Um so viel mehr ist es mit Recht von einem Offizier zu erwarten, daß er von der Geschichte, wenigstens von der neuern,

Ein Offizier muß wenigstens die neuere Geschichte wissen.

so viel erlerne, daß ihm die wichtigsten Begebenheiten und die berühmtesten Männer nicht unbekannt bleiben.

Keinesweges aber ist die ältere Geschichte als unnütz anzusehen, denn auch sie enthält Begebenheiten, die nicht nur unsere Vorfahren nachzuahmen suchten, sondern die auch noch für uns der Nachahmung werth sind. Der Verfasser der Kunst, Prinzen zu erziehen, sagt: „Die Kenntniß der Geschichte ist nicht nur blos eine Wissenschaft der Zukunft, sondern man erlernt auch aus selbiger, was man thun soll, durch dasjenige, was schon geschehen ist. Was bewunderungswürdiges Großes vor zweytausend Jahren geschehen ist, wird in hundert Jahren, in dreyhundert, in tausend Jahren nachher, wenn man will, wieder geschehen, weil in der moralischen Welt eine gewisse Veränderung und Folge von Begebenheiten ist, so wie in der physischen Welt ein Wechsel der Jahreszeit.“

Man untersuche selbst: welche unterrichtenden Beispiele eröffnet uns nicht die Geschichte! Sie entdeckt uns die oft verwickeltesten Triebfedern des Wachstums, des Glors und des Verfalls der Staaten, des Glücks und des Ruhms großer Männer, ihre Tugenden und ihre Fehler, ihre Siege und ihre Niederlagen, ihre glücklichen und unglücklichen Entschlüsse, und deren gute oder

oder schlechte Erfolge. Alexander verbrannte nach der Landung in Persien seine Flotte, um dadurch sein Heer zu nöthigen, entweder zu siegen oder zu sterben. Julian, der ihn in manchen Stücken vielleicht übertraf, that eben dieses. Der erste eroberte dadurch ganz Persien und Indien, der andere verlor sein Leben, und ansehnliche Provinzen. Mit Einem Worte, die Geschichte ist eine Quelle, aus der wir für uns Klugheit, Rechtsschaffenheit und Muth schöpfen können. Cäsar und Karl der Zwölfte legten die Geschichte Alexanders — und Karl der Fünfte das Leben Ludwigs des Elften, welcher der größte Staatsmann, der scharfsinnigste Prinz seiner Zeit war — nie aus den Händen.

Wer nicht neuere Geschichte und Erdbeschreibung versteht, ist ein Fremdling in dem Weltheile, den er bewohnt. Man weiß nichts von der Entstehung unserer Freystaaten, nichts von ihrem Fortgange, und nichts von den Ursachen der Größe, auf welchen sie sich gegenwärtig befinden. Ohne sie ist man in Gesellschaften ein unbedeutendes, leeres Nichts, und man muß sich, wenn man nicht ausgelacht werden will, scheuen, den Mund zu öffnen. Doch, noch näher ist die Pflicht, die Geschichte des Vaterlandes oder des Reichs, dem man dient, zu studieren. Allein man beschäftigt sich lieber mit Lesung der Romane

und anderer abgeschmackter Erdichtungen. O, wie geläufig würde die Vaterlandsgeschichte den Offizieren seyn, wenn sie nur halb so viel Zeit darauf wendeten, als auf das elende Romanlesen!

Ohne die Geschichte der ältern und neuern Kriegswissenschaft, fehlen ihnen endlich auch noch tausend Aufschlüsse und Berichtigungen in ihrem Handwerke. Es ist den alten braven Taktikern wie den alten Philosophen ergangen. Die neuern haben ihre Erfindungen und Grundsätze aufgesucht, auf ihren Boden verpflanzt, gut gewartet und gepflegt, damit sie einen höhern Stengel und breite Blätter trügen, und sie hernach für ihre eigenthümlichen Blumen ausgegeben. Die Griechen hatten schon vor Alexandern verschiedene wohlausgedachte und sehr regelmäßige Schlachtordnungen; und bloß ihnen hatten sie das Uebergewicht zu verdanken, das sie bey allen Gelegenheiten über einen ihnen weit überlegnen Feind behaupteten. Rom eröffnete den Musen und dem Kriegsgotte der Griechen seine Tempel, nachdem seine edelsten Jünglinge zu Athen ihre Lehren eingesogen und sie in ihre Vaterstadt eingeladen hatten. Die Deutschen verließen mit ihren Völkern auch ihre alte Art, zu fechten, erschienen in ebenen und regulären Schlachtordnungen, und wurden die Ueberwin-

berwinder ihrer Ueberwinder, nachdem sie vorher ihre Lehrlinge gewesen waren.

So haben sich die wichtigen Grundsätze der Taktik von einem Volke und von einem Jahrhunderte aufs andere fortgepflanzt. Könnten wir, die Verschiedenheit der Waffen abgerechnet, die Pläne unserer berühmtesten Schlachten mit den Plänen der berühmtesten Helden des Alterthums richtig vergleichen, was für Uebereinstimmung, welche Aehnlichkeit in ihren Grundsätzen würden wir darin erblicken! Wer unterrichtet uns aber hierin? Wer anders, als die Geschichte!

Aus eben den Gründen muß ein Offizier beson- ^{Ein Offizier} ders auch die Erdbeschreibung von Europa gut, ^{muß die} und die seines Vaterlandes und der angränzenden ^{Geographie} verstehen. Reiche genau wissen. Sie ist es, die uns nicht nur von der Beschaffenheit und Fruchtbarkeit der Länder unterrichtet, sondern auch von dem Gewichte, welches ein Land vor dem andern in dem europäischen Staatssystem hat.

Durch ihre Hülfe lernen wir ganze Kreise und Länder mit einem einzigen Blicke übersehen, und alle Nationen beurtheilen. Landkarten und Pläne aufgenommener Gegenden können wir ohne sie nicht prüfen. Was für Hindernisse erregen nicht oft Berge, Flüsse, Moräste, enge Pässe und Wälder im Kriege? Besitzt ein Offizier nicht Kenntnisse der Länder, so kann er weder fremde

Dispositionen prüfen, noch eigene verfertigen, Ohne diese Kenntnisse kann ein Offizier keine Convoy führen, keinen Hinterhalt legen oder aufheben, keinen sichern Rückzug nehmen, nicht auf Partey ausgehen, keine Lebensmittel beschreiben, und keinen einzigen Auftrag mit Sicherheit ausführen. Ein Offizier bekommt deren sehr viele, wo er die gewöhnlichen Landstraßen und Wege verlassen muß; Berge, Flüsse, Moräste u. d. gl. legen ihm oft Hindernisse zur Ausführung seines Auftrags in Weg, oder machen ihn gar unglücklich, welches aber durch geographische Kenntnisse zu vermeiden gewesen wäre. Wer sich auf Wegweiser oder auf Karten bloß in diesem Fall verläßt, der ist gewiß verlassen genug. Es ist sehr gefährlich, einem Offizier, der diese Kenntnisse nicht schon vor ihrem Gebrauch besitzt, ein Kommando anzuvertrauen. Wir dürfen aber keinesweges glauben, als wäre diese Kenntniß nur ein Erforderniß für Staatsoffiziere; denn da der Capitain und Subalternoffizier mehr und öfter zu obgedachten kleinen Expeditionen kommandirt wird, als der Staatsoffizier, so muß er fast noch mehr, als letzterer, sich um geographische Kenntniß des Landes, worin der Krieg geführt wird, bewerben.

Unter die
nöthigen
Wissenschaften einem Offizier nöthigen Wissenschaften gehöre,
er-

erfieht man ohnehin schon daraus, weil sie eine ^{ten eines Of-} Wissenschaft von einem so ungemein großen Um- ^{fiziers ge-} fange ist. Schon die Griechen haben dieser Wis- ^{hört auch} senschaft lange vor Christi Geburt eine ganz an- ^{die Geome-} dere Gestalt gegeben, als sie vormals hatte, da trie.
noch die Regeln, nach welchen sich etwa ein Feld ausmessen läßt, wahrscheinlicherweise die ganze erste Geometrie ausmachten. Ihre Lehren sind jetzt so allgemein gemacht, daß man sie nunmehr allenthalben anwenden kann, wo sich eine ausgedehnte Größe mit einer andern vergleichen läßt.

Ohne geometrische Kenntniß ist es nicht nur unmöglich, im Felde die Thäler und Berge, welche zum Lager einer Armee dienen sollen, verhältnißmäßig nach der Anzahl der Truppen abzustrecken, sondern es sind auch überhaupt die Begriffe, ohne Geometrie, fast immer unbestimmt und ungewiß. Sie ist dem Offizier, was der Kompaß dem Steuermann ist, und ihm mithin so unentbehrlich, als dieser dem letztern.

Nicht selten ereignen sich bey dem Militair, so ^{Auch von} wohl in der Garnison, als auch im Felde, Fälle, ^{Natur-Völ-} wo es nothwendig ist, daß ein Offizier, wenig- ^{ker- und Lan-} stens in etwas, Natur-Völker- und Landesrechte ^{des rechten} verstehen muß, um bey diesen vorkommenden ^{muß ein Of-} Fällen darnach urtheilen, und Richter seyn zu ^{fizier etwas} können. Unentbehrlich sind diese Kenntnisse in ^{verstehen.}

feindlichen Landen, bey Ueberrumpelung eines Orts, bey Vergehungen und Bestrafungen feindlicher Unterthanen, bey Entdeckung einer Zusammenverschwörung oder eines unerlaubten Briefwechsels, bey Ergreifung eines Spions, bey versuchter Anzündung der Magazine, und in vielen ähnlichen Fällen im Kriege. Nicht immer erlaubt es die Lage der Sache, daß man darüber Befehle einziehen, und Verbrecher dieser Art ins Hauptquartier schicken kann. Entschlossenheit und Bestrafung auf der Stelle, ersticken oft die Funken der Empörung, und machen, daß man, in eine schlimme Lage zu gerathen, sich weniger zu fürchten Ursache hat. Man muß indessen auch zwischen Barbarey und Menschenliebe, zwischen abgedrungener Härte und Neigung zur Grausamkeit, einen Unterschied zu machen wissen. Mit Recht beklagten wir uns im siebenjährigen Kriege über gewisse Truppen, die kein Völkerecht beobachteten, ohne Ursache unsere Dörfer in Flammen setzten, und die größten Unmenschlichkeiten verübten und ganze Provinzen verheerten.

Nichts ist leichter und schneller ins Werk zu setzen, als einem andern Leibesstrafe aufzulegen, ihm das Todesurtheil zu sprechen, seiner Freyheit Fesseln anzulegen, ihn seines Vermögens zu berauben und seine Ehre zu brandmarken; denn hierzu braucht es keiner Gelehrsamkeit. Aber, Vergehen

gehen und Strafen, beides gegen einander auf der Waagschale der Gerechtigkeit und Menschlichkeit abzuwägen, und hierin dem besten aller Richter nachzuahmen zu suchen, diese Pflicht, dieses Amt erfordert Männer von nicht gewöhnlichem Schlage; Männer, die nächst der bestmöglichen Menschenkenntniß ein menschliches Herz in ihrem Busen schlagen fühlen; Männer, die lieber wünschen, wenn sie ja einen Vorwurf verdieneten, ihn deshalb zu verdienen, daß sie mehr gelinde als strenge gewesen sind.

Solch ein Mann müßte ein Offizier seyn; denn er muß zu unterscheiden wissen, was, und wie weit die Schwachheit der menschlichen Natur, die Veranlassung der Noth, die Erziehung, und selbst die Religion entschuldigen können, und wann der wahre Geist der Gesetze, und das Wohl des Staats, unvermeidliche Opfer fordern. Es giebt auf dem Gange der menschlichen Leidenschaften gegründete Vermuthungen, die oft die Stelle eines schwachen Beweises vertreten. Wie muß sich der Richter bey Bestrafung eines Verbrechers verhalten, wenn der Angeklagte das Verbrechen wirklich begangen und ausgeführt hat? und wie, wenn er bloß die Absicht hatte, selbiges auszuführen? Wie weit geht die Gewalt eines Vorstehers in Verhören, sowohl bey gegründeten Anzeigen, als auch wenn der Beklagte

hartnäckig ist, sein Vergehen zu bekennen, und Strafen erfordert werden, selbiges herauszubringen und andere Mitschuldige zu entdecken? Lassen sich alle diese schwürigen Fälle durch bloße Vernunft entscheiden?

Die Welt hat keine Gesetze, die ohne vernünftige Beurtheilung und Anwendung nicht ungerrecht werden könnten, selbst die jüdischen, die englischen, die chinesischen nicht, welche doch unter allen am klärsten abgefaßt sind. Es giebt wohl schwerlich zwey Verbrechen von einerley Grad der Imputation. So fein schlägt zwar die beste Zunge in der Waage der Gerechtigkeit nicht an, daß sie auf keiner Seite um ein Haar den Zenith überschreiten sollte; allein der Ausschlag muß doch nicht merklich, oder es doch wenigstens auf der Seite der Güte seyn. Bey Verbrechen, wo viele Mitschuldige, wo verschiedene Stufen der Strafbarkeit sind, kann ein bloßer gesunder natürlicher Verstand Recht oder Unrecht nicht nach den Gesetzen des Landes bestimmen, und das wahre Verhältniß zwischen Uebertretung und Strafe beobachten, wenn er sie nicht eher untersucht, als in dem Augenblicke, da sie vorgelesen werden.

O, welch einen Glanz verbreitet es über ein Land, wenn die, die zu seinem Schutze das
Schwert

Schwert führen, in der andern Hand die Waagschale der Gerechtigkeit tragen!

Musik und Zeichnen hält man für die angenehmsten Wissenschaften, und ich bin der Meinung, daß für den Offizier das Zeichnen besonders, nicht nur als eine angenehme, sondern auch nützliche Wissenschaft anzuempfehlen sey, und daß sie vor jener, wenn ich auf ihren Nutzen sehe, große Vorzüge habe. Und darauf sollten wir doch bey der Wahl unserer Vergnügungen immer die meiste Rücksicht nehmen; denn hierin besteht ja wohl der Werth, der wahre Werth des Vergnügens, wenn es nicht nur angenehm, sondern auch nützlich ist. Der Weise sucht daher stets das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

In dieser Rücksicht gehört also das Zeichnen unter diejenigen angenehmen und nützlichen Wissenschaften, die ein Offizier als nicht entbehrlich wählen sollte. Auf der einen Seite betrachtet, ist sie das unterhaltendste Vergnügen in den Stunden der Erholung; denn wer ein Mal einen Geschmack an ihr gefunden, und nur einigermaßen einige gute Fortschritte gemacht hat, der wird dadurch von selbst abgehalten, dergleichen Erholungsstunden auf entehrende, den Körper und die Seele verderbende Art, zuzubringen. Auf der andern Seite aber ist sie, um eine Be-

gend

gend aufzunehmen, einen Plan zu verfertigen, und überhaupt bey mehreren Wissenschaften unentbehrlich. Leider aber! nur wenige Offiziere haben bis jetzt dies nützliche und angenehme Vergnügen gewählt; es ist daher zu wünschen, daß auch unter ihnen diese Wissenschaft ihre Freunde und Verehrer finden möge!

Auch die Regeln der Taktik muß ein Offizier wissen.

Die Regeln der Taktik sind eben so wenig willkürlich, als die Grundsätze aller übrigen Wissenschaften, sie müssen also ebenfalls das Studium eines Offiziers seyn. Sie gründen sich hauptsächlich

- 1) auf die Natur und Denkungsart der Streiter. Ottomannen, Pohlen, und verschiedene morgenländische Völker, werden zu Pferde allezeit besser, als zu Fuße dienen; werden in Ueberfällen allezeit tapferer, als in langen anhaltenden Schlachten seyn.
- 2) auf die Beschaffenheit ihrer Waffen. Die langen schwedischen Degen schafften dieser Nation ehemals so manchen Sieg, so wie die Artillerie den Franzosen.
- 3) auf die Beschaffenheit des Bodens. Italiens Gebirge, Flüsse, Weinberge, Villen, Fruchtwälder, Wasserleitungen, mit Bäumen besäete Felder und eingehegte Gegenden; die Menge der Festungen, Flüsse, Kanäle und überschwemmbarbare Gegenden in den Niederlanden,

landen, fordern eine ganz andere Art Krieg, als Deutschland.

- 4) auf die Art des Feindes, Krieg zu führen. Gegen die russischen und jetzigen österreichischen Truppen muß man ganz anders, als gegen eben diese Truppen vor vierzig Jahren, oder noch jetzt gegen die französischen, zu Werke gehen.

Aus Betrachtungen dieser Art sollte der Entwurf aller Manöuvres hergenommen werden. Welch ein ewiges Denkmal des Ruhms für unsern unsterblichen König, den Erfinder und Wiederhersteller der großen Kunst, zu manöuvriren, wodurch so viel Menschenblut erspart wird! Kleinere Umstände erfordern nur kleine Maaßregeln und Abänderungen. Auch in dem letztern Falle wird immer vieles vorkommen, was ein im Nachdenken geübter Offizier damit verbinden kann.

Die Pflicht eines jeden Offiziers ist es, die schon aus obigem ersichtlich ist, die Art, Absicht und Ausführung des Manöuvres zu studiren. Denn die Geschicklichkeit in den militärischen Manöuvren ist eine wahre Wohlthat für das menschliche Geschlecht, so lange Kriege in der Welt unvermeidlich sind. Durch ein einziges wohlangebrachtes Manöuvre wird insgemein der Ausgang eines Treffens beschleunigt und entschieden, und mit Aufopferung weniger Menschen eben die Früchte des Sieges errun-

errungen, die unsern Vorfahren zehnmal so viel Menschen und Blut kosteten. Die bloße Geschwindigkeit und Ordnung des Aufmarsches ist oft die Grundlage des nachfolgenden Sieges. Bey Torgau litt das Korps des Königs dadurch am meisten, daß es links abmarschirt war, und die Bataillons sich hernach unter dem feindlichen Feuer rechts vorziehen mußten. Oft entscheiden die Art und der Ort des Angriffes. Wenige, sehr wenige Attacken würden fehlschlagen, wenn man Gegenwart des Geistes und Geschicklichkeit genug besäße, in günstigen Augenblicken ohne Verzug das rechte Manoeuvre machen zu lassen. Unter allen erdenklichen ist alsdann gewiß nur eins das beste und sicherste. Dies zu erkennen ist das größte Verdienst eines Offiziers von Talenten, zu welcher Fertigkeit derjenige niemals gelangen wird, der den Dienst nur handwerksmäßig treibt. Ein Offizier muß daher, wo nicht den ganzen Kleinen Dienst von der Kavallerie, doch wenigstens so viel davon wissen, daß er, wenn er welche unter seine Befehle bekommt, sie gehörig zu gebrauchen versteht. Mit den Offizieren von der Kavallerie ist es umgekehrt eben so.

Europa studirt schon seit mehr als dreyßig Jahren die Kriegskunst. Jede Nation hat jetzt geschickte Offiziers und Truppen. Aus diesen Gründen ist es jetzt für einen Offizier auch noch,

wenig-

wendiger, als sonst, nicht nur für seine Person alle Zweige der Kriegswissenschaft genau zu studieren, sondern auch seine Untergebenen durch Geschicklichkeit im manöuvriren jedem Feind überlegen zu machen; denn man muß nie den Feind gering schätzen, wenn man ihn besiegen will. Das Kriegsglück, wie Friedrich der Große selbst in einem seiner Briefe sagte, ist sehr veränderlich; die einst unsere Vorfahren besiegten, können leicht unsre Sieger werden. „Ich habe die Oesterreicher,“ schrieb der König nach der Schlacht bey Lowositz an den Feldmarschall Schwerin, „ganz anders wieder gefunden, als ich sie verlassen hatte.“ Zu allen Zeiten hat die Ueberlegenheit an Muth und Geschicklichkeit das Schicksal der Nationen entschieden, und das Glück gefesselt. Eduard der III. gebrauchte im Jahr 1346 zum ersten Mal Kanonen. Die Engländer hatten deren Viere auf einen kleinen Hügel gepflanzt, die unter den Franzosen, welche über hunderttausend Mann stark waren, ein solches Schrecken anrichteten, daß sie gänzlich geschlagen wurden, ohngeachtet die Engländer um zwey Drittel schwächer waren.

Ich würde mich über diese Materie weitläufiger auslassen; allein es ist meine Absicht nicht, eine taktische Abhandlung zu schreiben, sondern
ich

ich will nur auf diesen Zweig der Pflichten aufmerksam machen.

Ein Offizier
muß einige
Stücke der
Ingenieur-
kunst wissen.

Es ist unmöglich, wenigstens sehr schwer und unsicher, den Plan eines Manöuvres richtig zu übersehen, wenn man von dem nichts versteht, was man die Ingenieurkunst nennt. Sie in ihrem ganzen Umfange zu verstehen, ein Erbswal, ein Guibert, ein Bäsch zu werden, dazu gehört freylich die Beschäftigung eines ganzen Lebens, und dieses von jedem Offizier zu fordern, wäre zu viel verlangt. Ich will die Stücke namhaft machen, die einem Offizier von der Infanterie unentbehrlich sind, und welche, ohnerachtet ihrer Wichtigkeit, doch die Kräfte und Lage keines Offiziers überspannen.

Ein Offizier muß sich bemühen, ein glückliches Auge zu haben, (Coup d'oeil) d. h. er muß Fertigkeit des Geistes und des Gesichts besitzen, um entfernte Gegenstände nicht nur richtig beurtheilen, sondern auch zugleich ganze Gegenden übersehen, und alle die Vortheile wahrnehmen zu können, die man in jedem Falle von ihnen ziehen kann. Nebst einem unerschütterten Muthe und einer vollkommenen Gegenwart des Geistes, ist dies das größte Geschenk, das die Natur einem Offizier machen kann. Allein man muß auch der Natur hierbey durch Nachdenken und Übung zu Hülfe zu kommen suchen, und diesem Geschenk noch

noch mehr Gewicht zu geben bemüht seyn, damit man es erweitert und berichtigt, denn sonst bleibt es, als eine bloße Naturgabe betrachtet, unvollkommen. Die glückliche Wahl eines Lagers und Schlachtfeldes, die Besetzung der vornehmsten Posten, der Ausgang eines Angriffes, eines Marsches, selbst einer Belagerung, hängen oft davon ab. Der große Türenne munterte eines Tages bey der Befestigung eines Lagers, das er nur aus Noth genommen hatte, die Arbeiter durch seine Gegenwart und durch das Versprechen auf, daß er ihnen hier recht gute Tage verschaffen wollte. Ein alter französischer Grenadier sagte leise zu ihm: „Ihr Versprechen würde wahr werden, wenn wir den Anbruch des Tages hier erwarten dürften.“ Der Marschall schenkte ihm einen Louisd'or, und gebot ihm, zu schweigen. In der That brach die Armee um Mitternacht wieder auf. Ein vortreffliches Auge, das man manchem Manne von hohem Range wünschen möchte!

Die übrigen Stücke, die einem Offizier zu wissen nöthig sind, will ich in eins zusammenfassen, weil ich hier davon weiter nichts, als eine bloße Anzeige, zu geben habe.

Ein Offizier muß eine Flesche, eine Feldschanze, eine Brückenschanze, eine Batterie, ein

C Block.

Blockhaus *) anzulegen, eine Brücke aufzuschlagen, ein kleines Lager abzustocken, und einen Kirchhof oder ein Vorwerk zu befestigen wissen. (Denjenigen, die diese Stücke ohne mündlichen Unterricht erlernen müssen, empfehle ich folgende drey Bücher, die ihnen in der Ordnung, wie ich sie hersehe, große Dienste leisten werden. Erstens, von Gaudi Versuch einer Anweisung für Offiziers von der Infanterie, wie Feldschanzen u. s. w. angelegt werden können; zweitens, Tielkens Unterricht für Offiziere, die sich zu Feldingenieurs bilden wollen, und drittens Fäsch Regeln und Grundsätze der Kriegskunst.) Dieses sind Vorfälle, die sich bey einem Detaschement von einem oder zweyen Bataillonen oft ereignen, denen man nicht immer Ingenieurs mitzugeben im Stande ist. Man geht überdies nicht allemal sicher, wenn man sich auf diese

Her.

*) Die Bauart der Blockhäuser im Felde ist leicht, und man findet fast überall die Materialien dazu. Sie lassen sich auf jedem Boden und in jeder Gegend anbringen, und geben oft mehr Vertheidigung, als große Werke, so lange sie nicht von 12pfündigen Kanonen beschossen werden. Sie sichern gegen alle Anfälle der Kavallerie, so zahlreich sie seyn mag, auch gegen Ueberfälle der Infanterie, und erfordern keine starke Besatzung. Große Vortheile für ein Werk von einem oder zwey Tagen.

Herren verläßt Die russischen Ingenieurs hielten den kölbergischen Deeg (einen großen Bruch) für unpaffable, durch welchen der Herzog Eugen von Würtemberg mit seinem ganzen Korps Artillerie und Bagage doch einen sehr rühmlichen Abzug machte. Wie unmöglich die englischen Ingenieurs auf St. Eustach eine französische Landung — auf der Seite, wo sie doch wirklich erfolgte — geglaubt haben, ist bekannt genug. Viele ähnliche Fälle beweisen, wie oft ein Offizier in Gefahr ist, betrogen zu werden, wenn er sich auf andere verlassen muß.

Mit Recht könnte man fordern, daß Cadets und Volontairs, die zu Offizieren ernannt werden, diese Wissenschaft schon mitbrächten. Vom Kleinen Dienst. Indessen, wenn ein Monarch einen Offizier in seine Dienste nimmt, ohne ihn vorher von ganz unten auf dienen zu lassen, so muß es gleich von Anfang sein rastloses Bestreben seyn, alle diese Kenntnisse mit Untersuchung und Nachdenken, und nicht handwerksmäßig zu erlernen, und sich darinnen so fest zu setzen, daß er sie lebenslang nicht wieder vergessen kann. Die Geringschätzung, welche einige gegen den Kleinen Dienst hegen, ist das sicherste Kennzeichen ihres Mangels an Ueberlegung. Der größte Meßkünstler ist das, was er ist, durch die Anfangsgründe der Geometrie geworden, und ohne selbige konnte er unmög.

möglich das werden, wodurch ihn jetzt Glanz und Achtung umgiebt. Eben so unentbehrlich und nothwendig ist für einen Offizier die Kenntniß des Kleinen Dienstes, denn sie hilft ihm noch als Staabs-Offizier und General.

Jene Zeiten der Barbarey sind verschwunden, wo Völkerschwärme offene Länder überschwemmten und Nationen erdrückten. Wer Einsicht genug besitzt, alle die Einflüsse und Vortheile zu bemerken, welche der sogenannte Kleine Dienst auf die größten und wichtigsten Vorfälle hat, worauf das Schicksal der Länder beruhet, der wird ihn lieben und seine Vervollkommnung mit Vergnügen befördern helfen. Wie oft hängt nicht der Ausgang einer Schlacht von der Unordnung eines einzigen Regiments ab, die vermieden worden wäre, wenn man den Kleinen Dienst in der Garnison eifriger betrieben hätte, und die nun nicht wieder zu verbessern ist, wenn man mit einem aufmerksamen Feinde zu thun hat! Im Kriege ist nichts unerheblich.

Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß die unglückliche Methode, deren man sich manchesmal bedient, jungen Leuten von Geburt und Munterkeit den Kleinen Dienst beizubringen, sehr wenig von der elenden Methode entfernt sey, die größtentheils noch in den öffentlichen Schulen herrscht, und die gerade dahin abweckt, die Talente

lente und eine edle Ehr- und Wißbegierde niederzuschlagen, hingegen Unfähigkeit, Ungeduld und eigene Ungezogenheit der Lehrer zu verschleiern. In der Unterweisung eines militärischen Orbits verlieren die wichtigsten Gegenstände ihre Ehrwürdigkeit, und die angenehmsten ihre Reize.

Jünglinge von edlem Ehrgeize und gutem Herzen müssen durch Aufmunterung und durch Hervorziehung, und bey Fehlritten durch rührende, den Fehlern angemessene Berweise, gegeben werden; unachtsame, nachlässige und fühllose hingegen, durch angemessene Strafen und Einsöfung eines andern Geistes, wenn dieses noch möglich ist; niederträchtige aber und solche, bey denen sich kein Strahl von Besserung blicken läßt, die noch andere verführen und, gleich einem reißenden Strome, mit sich fortzuschleppen, müssen durch Kassation bestraft werden. Ein Holz, aus dem kein Merkur geschnitzet werden kann, hat für den Bildhauer keinen Werth.

Etwas kann ich bey Gelegenheit des Kleinen Dienstes nicht mit Stillschweigen übergehen. Es betrifft die Art und Weise, ihn in Ausübung zu bringen, worauf überhaupt in der Welt so vieles ankommt, und wobey man am ersten den Mann von Genie, Würde und gutem Herzen kennen und unterscheiden lernt. Es giebt eine gewisse Miene, eine gewisse Art, sich auszudrücken, ei-

nen gewissen Anstand, Geschicklichkeit und Leichtigkeit, etwas begreiflich zu machen, und einen gewissen heitern Ernst, die einen Offizier so sehr erheben, und allen, die mit ihm umgehen, Achtung einflößen. Sie macht ihm alle Herzen zu eigen, und thut in den gefährlichsten Auftritten mehr Wirkung, als der stärkste Zwang. Ich wünschte wohl, daß der Offizier sich so übe, damit ihn diese Eigenschaft, weder auf der Parade, noch auf der Wache, noch sonst im Umgange überhaupt, verlasse. Dies edle Wesen verbreitet sich dann vom Offizier bis über den gemeinen Mann, hat selbst auf die Art, zu denken, und auf Gegenstände von größter Wichtigkeit Einfluß.

Man muß den Soldaten exerciren, d. h. man muß ihn erstens stark, zweytens gesund, drittens abgehärtet und viertens geschickt, nicht aber vor der Zeit zum Krüppel zu machen suchen; denn ersteres ist Pflicht, letzteres aber übersteigt die Gränzen der Menschlichkeit, und ist grausam. Man muß nie im Dienst die Forderungen der menschlichen Natur, noch die des Dienstes übertreiben.

Ich hoffe mit diesem Wenigen, so viel es die Absicht dieses Werks verstattete, alles gesagt zu haben, was zu den unentbehrlichsten Kenntnissen eines Offiziers gehört. Da aber bey der Bildung

bung des Geistes nicht nur auf Wissenschaften, sondern auch auf den Charakter und auf die sonst noch erforderlichen Eigenschaften eines Offiziers Rücksicht genommen werden muß; so werde ich auch hierüber mit möglichster Kürze einiges in Erwägung ziehen.

Nicht allein erhabene Kenntnisse und Talente sind die Schwingen, durch welche sich der Mann mit Adlersflug bis über die größten Gipfel des Ruhms, der Ehre und des glänzenden Glücks erheben kann; nicht sie allein machen seinen Namen von Pol zu Pol des Nachruhms und der Racheiferung werth. Oft gleichen sie den Flügeln des Dädalus; indem er die unermessliche Höhe zu erreichen hofft, fühlt er seine Kräfte erschlaffend, er sinkt in eben dem Maße, als er gestiegen war, und vielleicht nur sein Fall ist es, der ihn der Nachwelt unvergeßlich macht. Wenn sich aber ein biederer Charakter mit erhabenen Kenntnissen und Talenten in einem Manne vereinigen, dann entweichen die Kräfte nie, selbst auf der steilsten Höhe nie. Er ist der Punkt, in welchem sich tausend Blicke begegnen. Tausende finden in ihm Reiz zur Racheiferung, aber Tausende fühlen sich — bekannt mit ihren Kräften — zu schwach, wenden schüchtern den Blick von des Glanzes Wohnsitz zurück auf den Boden, der sie an sich fesselt. Mehr noch als Tausende,

sende, unbekannt mit ihren eigenen Kräften, oder vielmehr unbekannt mit dem Wege, der zu dieser steilen Höhe führt, wagen es, sich nicht nur ihm zu nähern, sondern ihn sogar weit hinter sich zu lassen. Aber ach! kaum sind sie bis zur Hälfte des Zieles hinangekommen, so fallen auch sie beschämt — schmerzhaft und erschütternd ist der Fall — in einen tiefen Abgrund zurück.

Dies erhabene Ziel ist würdigen Offizieren aufgesteckt; es zu erreichen, steht mehr oder weniger bey ihnen. Ihre Asche wird noch von der späten Nachwelt gesegnet werden, ihr Nachruhm wird jenseit des Grabes ertönen, und ihre Thaten werden die Barden verewigen. Wohl ihnen, wenn sie nicht nur durch Wissenschaften ihrem Stande Ehre machen, sondern sich auch durch einen edlen Charakter den Beyfall aller Rechtschaffenen, und die Liebe ihrer Untergebenen erwerben! Klopstock sagt: „Die Zeit verzehrt alles; sie zerstäubt den Helden und sein Dentmal; ebene Berge löscht die Sonne aus; der Name des Heldlichen allein trost ihrer Wuth.“

Von der Religion.

Wenn irgend ein Mittel Muth in Gefahren, Ruhe und Zufriedenheit im Unglück und Gelassenheit im Leiden gewährt, und zu jeder Tugend — wäre sie auch die, die nur durch die größte Anstrengung und Verläugnung erlangt werden kann — anfeuert, so ist's die Religion.

Eie

Sie nur verläßt ihre Verehrer als eine treue Freundin nie; in blutigen Schlachten, im Sturm und Ungewitter, in Glück und Unglück bleibt sie ihnen stets unzertrennlich zur Seite, ja, selbst im Tode verläßt sie ihre Freunde nicht. Sie nicht lieben, ihre Freundschaft nicht suchen, nicht annehmen, heißt sich selbst den Weg zum Glück mit Ketten der Ewigkeit verschließen.

Nur selten werden ohne sie im Kriege Lorbeern errungen, seltener noch große Thaten ausgeführt. Schon die Helden älterer Zeiten verließen sich ohne ihre Freundschaft weniger auf ihre Waffen und Kriegesheere. Nie verrichteten die Griechen eine große Handlung, ungewiß des Beystandes ihres Gottes; stets waren ihre Götter ihre Rathgeber. Selbst Privatangelegenheiten wurden ihrer Entscheidung unterworfen. Croesus fragte das Orakel, da er die Perser bekriegen wollte, und Lykurg übergab seine Gesetze den Lacädemoniern nicht eher, als bis er den Willen des Apoll zu Delphos vernommen hatte. Römer und Deutsche vergaßen nie, ihren Göttern zu danken, jede große That schrieben sie nur ihnen zu, und glänzend und groß waren fast immer ihre Siege.

O, wenn schon eine Religion, die so voll von Aberglauben und Irrthümern war, ihre Verehrer beglückte, wieviel mehr können wir uns

von der unsrigen versprechen, wenn wir sie so, wie sie Jesus seinen Jüngern lehrte, lieben, werthschätzen und in Ausübung bringen!

Auch für den Offizier ist es Pflicht, die Religion zu lieben und in Ausübung zu bringen; denn wahrlich, wenn je ein Stand in der Welt dieser Freundin bedarf, so ist's der Stand eines Soldaten, der eines Kriegers. Für jeden andern sind die über ihm schwebenden Gefahren in den undurchdringlichsten Nebeln der Zukunft verhüllt, selbst der ihm drohenden Gefahr kann er oft entweichen, oder er kann sich wenigstens die Last des ihm drohenden Unglücks erleichtern. Nicht so der Soldat. Er muß sich, wenn sein König und sein Vaterland es heißen, von Vater und Mutter, Gattinn, Kindern und Verwandten trennen, er steht der Gefahr entgegen, ihr zu entfliehen ist ihm nicht vergönnt; er muß ihr muthig entgegen gehen, und wenn ihm aus tausend ehernen Schlünden Tod und Verderben entgegen donnerte.

Der Offizier, der Religion hat, giebt auch zugleich seinen Untergebenen, indem sie ihm nachahmen, ein gutes Beyspiel; und welche Vortheile für eine Armee, wenn alle einzelne Glieder derselben, oder doch wenigstens der größte Theil, Gefühl für Religion und Tugend haben! Muthiger und unerschrockener gehen sie auch dann der Gefahr

fahr und dem Tode entgegen. Vaterlandsliebe, Treue, Rechtschaffenheit, Menschlichkeit und Subordination, keimen dann von selbst in ihren Seelen auf. Gustav Adolph behauptete, ein guter Christ könne nie ein schlechter Soldat seyn, und unzählige Beispiele haben es bewiesen, wie sehr diese Behauptung der Wahrheit entspricht. Unter tausend Soldaten werden nur die als die muthigsten, bravsten und tapfersten gefunden werden, die, wie Gustav Adolph sagt, gute Christen sind.

Keinesweges aber muß der Offizier für seine Religion so sehr Enthusiast seyn, daß er andere um ihrer Meinungen, Glaubenslehren und Gebräuche willen verachte, oder sich wohl gar Spott erlaube, und Störer ihrer religiösen Zusammentünfte werde. Doch, wozu diese Erinnerung? wir alle wissen ja, daß es bey der Religion nicht auf das Aeußerliche oder auf den Namen ankommt, sondern einzig und allein auf die Handlungen.

Kein größeres Geschenk kann man dem Monarchen machen, als wenn man ihm tugendhafte und tapfere Unterthanen erzieht. Heil daher unserm Vaterlande! denn ihm fehlt es an den trefflichsten Anstalten nicht. Kinder werden bey uns nicht nur ernährt und gekleidet, sondern sie bekommen auch, ohne ihnen einen Zwang in einer bestimm-

Von der Fürsorge für die Erhaltung und den Unterricht der Soldatenkinder.

bestimm-

bestimmten Religion aufzulegen, den gehörigen Unterricht. Haben sie ein höheres Alter erreicht, so wird ihnen auch selbst die Wahl, eine nützliche Beschäftigung oder ein Handwerk zu erlernen, überlassen. Allein viele der herrlichsten Anstalten werden vernachlässigt, und der Endzweck des Stifters bleibt unerreicht. Es gehört daher auch mit unter die Beschäftigungen eines Offiziers, sich der Erziehung der militärischen Jugend anzunehmen, weil es ausgemacht ist, daß ein kleines Heer guter und rechtschaffener Soldaten weit mehr ausrichtet, als eine große Armee, die aus lauter Taugenichtsen, aus unmoralischen und treulosen Leuten besteht.

Manche Aeltern sind theils zu unwissend, theils zu roh, ihre Kinder an solchen wohlthätigen Anstalten Theil nehmen zu lassen. Sie wachsen in Unwissenheit auf, oder werden oft gar von ihren Aeltern zum Müßiggang, zur Unwissenheit und zum Vagabundenleben angehalten. In diesem Falle muß ein Offizier, der es mit seinem Vaterlande gut meynt, keine Gelegenheit verabsäumen, Aeltern anzuhalten, daß sie ihre Kinder durch die vorhandenen Anstalten zu guten Menschen bilden lassen; und es ist nicht entehrend für einen Offizier, oft selbst dergleichen Anstalten zu besuchen. Sein Beyfall ist Aufmunterung für die Jugend, so wie im Gegentheil sein Tadel anreizet und antreibt;

treibt; selbst Vorsteher und Lehrer, sollten sie ihre Pflichten vernachlässigt haben, werden dadurch auß neud derselben eingedenk.

Nicht minder wird durch solch eine militärische Aufsicht manches Kind vor einem fränklichen Körper und vor einem frühen Tode bewahrt; denn, ach! wie mancher junger Weltbürger wird durch Vernachlässigung seinem Vaterlande entzogen. Die wenigsten Aeltern kennen eigentlich das wahrhaftig Schädliche und Nützliche für ihre Kinder. Selbst in vielen Anstalten ist die Gesundheit und das Leben der Kinder gerade dasjenige, worauf man am wenigsten Rücksicht nimmt, und doch hauptsächlich nehmen sollte.

Mit welcher allgemeinen Sorgfalt wurde nicht in Sparta für die Erziehung der Jugend gesorgt, und Schande wäre es für unser Vaterland, wenn wir bey der besten Gelegenheit, mitzuwirken, dem Staate gute Bürger und Soldaten zu bilden, untätig bleiben, wenn wir nicht selbst die jungen Bäume, die einst dem Vaterlande Schutz und Schatten geben sollen, pflanzen und begießen wollten!

Wer einst die Ehre haben will, zu befehlen, Von der Kriegsglucht.
der muß auch zuvor zu gehorchen gelernt haben; denn nur derjenige kann die besten Befehle geben, der sie selbst am besten ausgeführt hat.

Wer

Wer als Subaltern ein Muster der Ordnung und Pünktlichkeit gewesen ist, dessen Befehle sind auch einst die deutlichsten und pünktlichsten, wenn er die Stelle eines Befehlshabers bekleidet. Ein junger Offizier sollte daher nie dasjenige, was ihm auszuführen aufgetragen wird, als Kleinigkeit betrachten, oder darüber zu spotten sich erlauben; denn im Kriege ist nichts klein. Wer im Kleinen Fehler macht, von dem ist zu fürchten, daß er im Großen noch viel weniger ohne Fehler handeln wird. Nichts berechtigt den Untergebenen, die Ursachen und Folgen der Befehle zu wissen; denn oft würde die schnelle Ausführung dadurch verzögert werden, oft würde es für ihn und das allgemeine Beste den größten Nachtheil haben.

Cäsar, für den es keine Schwierigkeiten gab, die nicht besiegt werden konnten, verlangte, daß auch seine Offiziere nie etwas, wenns auch noch so unerreichbar schiene, für unerreichbar halten sollten. Schickte er sie auf Expedition, so sagte er ihnen ganz deutlich, daß sie seine Befehle unverzüglich ausführen sollten; ja, er sagte es ihnen zum voraus, daß weder Gefahr noch Hindernisse ihnen zur Entschuldigung dienen könnten. Die Befolgung seiner Befehle, und die Art seines Vortrags, machten, daß seine Offiziere den größten

ten Gefahren Troß boten, und daß man sie entweder siegen oder sterben sah.

Es ist bey weitem nicht hinreichend, wenn ein Kriegsheer in guter Zucht und Ordnung steht, und wenn die Art, wodurch man andere zu Kriegern bildet, vortreflich ist, sondern man muß auch darauf sehen, daß die nämliche Ordnung, mit der größten Pünktlichkeit, auch für die Zukunft erhalten wird; denn ein Heer, das nicht stets in Uebung bleibt, ist im Kriege bloß als ein kleiner und schwacher Haufe zu betrachten. Ein so wünschenswerthes Gut der Friede auch ist, so nachtheilig sind seine Folgen, nachtheiliger noch als der gefährlichste Krieg, wenn man während des Friedens nicht die nämliche Kriegszucht beobachtet. Subordination ist die Achse des Militärfstandes, um welche sich alles, was zur Kriegszucht gehört, gleichsam herumdreht. Das Beyerispiel des Offiziers wirkt auch in dieser Rücksicht auf seine Untergebenen. Handelt er wider Subordination, so fühlt sich natürlicherweise der gemeine Soldat eben so berechtigt, ein gleiches zu thun.

Hannibal wußte Gehorsam und Befehle sehr wohl mit einander zu verbinden; mußte er gehorchen, so eilte er mit Schnelligkeit dem Befehl entgegen, und wenn er befahl, so herrschte selbst in seiner Miene, in seinem Tone und in der Art,

Art, wie er befohl, ein so edles Betragen, daß ein jeder seinem Willen zuvorzukommen suchte.

Viele Offiziere gehorchen mit Gleichgültigkeit, ohne Eifer, oder aus Furcht für Arrest und Kasation; andere befehlen mit Stolz, Härte und Unempfindlichkeit, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß auch sie einst gehorchen mußten, und daß sie dadurch mehr bey ihren Untergebenen verlieren als gewinnen, oder sie übertragen das, was nur eigentlich ihr Werk seyn sollte, andern, um sich mit stolzer Ruhe den Vergnügungen und einer ewigen Erholung zu widmen.

Herr von Turenne, der für jeden Soldaten als Muster dient, hatte einen ganz besondern Eifer für seinen Dienst. Als er bis zum Hauptmann avancirt war, erlaubte er sich niemals die kleinsten Abweichungen von seinen Pflichten, so wenig wie er sich erlaubt hatte, die eines Soldaten zu verletzen. Nie erlaubte er sich, Bequemlichkeit zu genießen, um unterdessen seinem Lieutenant die Beschäftigung, Soldaten zu exerciren, zu überlassen. Gegen seine Soldaten war er jederzeit streng, ohne ein Tyrann zu seyn; freundlich und sanftmüthig, ohne sich wegzuwenden, oder seine Ehre zu verletzen, und sein Beyspiel schuf sie dazu, wozu er sie haben wollte. Folgen wir hierin seinem Beyspiel, so wird es unsern Armeen gewiß nie an tapfern, unerschrocken-

schrockenen, standhaften, gedulbigen, tugendhaften Leuten und Männern von Ehre fehlen; schrecklich und fürchterlich werden wir dann unsern Feinden seyn. Sobald wir aber darinnen unsern größten Werth und unsre größte Ehre suchen, unsere Untergebenen tyrannisch zu behandeln; statt Herablassung, Stolz, statt Gelindigkeit und sanfter Zurechtweisung, Härte und Unempfindlichkeit blicken zu lassen, und sie, die einstweilen die Stütze des Vaterlandes seyn sollen, schon vor der Zeit zu Krüppeln zu machen: dann kann unmöglich das Vaterland stolz auf seine Ehre seyn.

Der Soldat muß freylich oft mit Härte dazu angehalten werden, seine Pflichten zu erfüllen; denn wie könnte ein so großes Heer, das aus so vielen und verschiedenen Menschen besteht, in Ordnung erhalten werden, wenn nicht die strengste Subordination Statt fände? Man muß also den Soldaten auch in Friedenszeiten, wenn auch nicht Aussichten zum Kriege vorhanden sind, exerciren, d. h. man muß ihn stark, gesund, abgehärtet und geschickt zu machen suchen, und hierbey ist vorzüglich nothwendig, den Charakter der Untergebenen zu studieren, um ihn nachher am besten bilden zu können.

Waffenübungen sind es nicht allein, die ein Heer fürchterlich und unüberwindlich machen;

h

Tapfer.

Tapferkeit, Treue und Patriotismus müssen damit verbunden werden. Man muß aus Menschen Soldaten, aus Ausländern Patrioten, und aus schlecht erzogenen Leuten brauchbare Glieder des Staats zu bilden wissen.

Manche Helden Roms verdanken ihr Abkommen einem Landstreicher und Räuber; allein Romulus, Numa und Tullus Hostilius machten sie zu Stammvätern großer und unsterblicher Männer. Beide Indien haben igt manchen reichen und guten Bürger, der ehemals aus dem Zuchthause oder Gefängnisse in die Colonie geschickt wurde. O, welch eine Wonne, welch eine Zufriedenheit und Ehre, mit wahrhaftigem Selbstgefühl zu sich sagen zu können: „Ich bin ein Mitschöpfer dieses Staats! Vieler Sitten und Bürgertreue habe ich gebildet! Vieler Arme hab' ich bewaffnet, gestählt, und zur Vertheidigung angespannt! Mein Werk ist ein Theil der bessern Nachkommenschaft. Er, den ich bildete, wird einst seine letzten Blutstropfen für mich und das Land, dem ich mein Daseyn zu verdanken hatte, und welches mich ernährte, vergießen. Von dem guten Saamen, den ich ausstreuete, werden noch einst meine Kinder, meine Enkel und meine späteste Nachkommenschaft die herrlichsten Früchte einärndten. Die Kinder derer, die ich bildete, die ich zu ehernen Manern des Vaterlands machte,

werden

werden durch sie so denken lernen, als sie durch mich belehrt wurden. O, glückliches Volk, nie wird es dir an Vertheidigern fehlen, nie an solchen, die deine Rechte beschützen!“

Vorsichtigkeit, Klugheit, Freundlichkeit und selbst brav seyn: dies sind die Mittel, wodurch sich ein Chef das völlige Vertrauen der Offiziere und Soldaten erwerben kann. Von den Mitteln, sich das Vertrauen der Soldaten zu erwerben. Wer als ein Mann bekannt ist, der nichts unternimmt, ohne es vorher genau geprüft und durchdacht zu haben, dem weigert man sich nicht — in festem Vertrauen, unter ihm könne nichts mißlingen — den willigsten Gehorsam zu leisten. Jeder seiner Befehle wird sogleich einstimmig mit gleichem Eifer und Muth ausgeführt. Jede seiner Vorhersagungen und Plane zu wichtigen Unternehmungen gelten für das, was bey den Griechen die Orakel, und bey den Deutschen die Druiden galten; und durch dieses Vertrauen hat der Befehlshaber schon im voraus Ursache, sich auf die Lorbeern seines Ruhms zu freuen.

Der größte Theil von gemeinen Soldaten handelt zwar oft mehr nach Instinkt, als nach Ueberlegung und Grundsätzen; es giebt aber dennoch welche, die vernünftig urtheilen, das Betragen ihrer Vorgesetzten betrachten und sich nach ihrem Beyspiel bilden.

Auch Freundlichkeit und eine gewisse Art von Herablassung erwecken Zutrauen und Liebe; denn das menschliche Herz ist so eingerichtet, daß es nicht anders umhin kann, als denjenigen wieder zu lieben, der sich ihm zuerst gefällig bezeugte. Wer den Menschen kennt, weiß es, was Gefälligkeit, Freundlichkeit und eine gewisse Art von Herablassung gegen Geringe bewirken. Die Geschichte des siebenjährigen Kriegs ist voller Beweise dieser Art, und selbst in Friedrichs Lebensgeschichte sind uns Beispiele davon zurückgelassen, die gewiß zur Nachahmung reizen müssen.

Doch selbst brav seyn, selbst nicht Gefahren, nicht Tod scheuen; dies stählt den Muth der Soldaten, dies feuert sie an, begierig nach Ruhm und Ehre zu seyn, und siegend zu sterben. Nie unterläßt der Soldat, seine Schuldigkeit zu thun, wenn der, der an seiner Spitze steht, Muth, Tapferkeit und Unerschrockenheit zeigt. Friedrich der Große hätte in so vielen blutigen Schlachten nicht mit einem so kleinen Heere so zahllosen Völkern die Spitze geboten, und sich durch so große Siege Trophäen, unauflösbar durch Zeit und Schicksal, bey der Nachwelt errichtet, wenn nicht überall sein Muth die kleinen Haufen angefeuert und belebt, wenn nicht seine Unerschrockenheit Tapferkeit in ihre Seelen gegossen hätte.

Wer

Wer seine Person selbst nicht schont, macht, daß die Soldaten die gefährlichsten Sachen wagen. Der Feldmarschall Schwerin gab uns hiervon einen Beweis. Er selbst stieg bey Prag vom Pferde; er selbst ergriff die Fahne, um seine Soldaten anzufeuern. Dies belebte ihren Muth, und große Thaten bezeichneten die Folge dieser so theuer erkauften Unternehmungen.

Als Mustapha, General Amuraths des dritten, sah, daß sein Heer sich weigerte über den Canacfluß zu gehen, schwamm er zuerst darüber. Die Truppen stürzten sich in selbigen nach seinem Beyspiel, weil sie fühlten, daß es sehr schimpflich für sie seyn würde, dasjenige nicht zu wagen, was selbst ihr General gewagt hatte.

Hannibal war vorzüglich derjenige, der die Kunst verstand, sich das Vertrauen seiner Truppen zu erwerben. Ohnerachtet seine Armee aus so verschiedenen Nationen bestand, die eben so verschiedene Sprachen redeten, als sie verschiedene Sitten hatten; so suchte man ihn doch niemals in eine Falle zu locken, und keinem Soldaten fiel es ein, ihn zu verrathen. Man muß erstaunen, wie es ihm möglich war, während eines Krieges von siebenzehn Jahren ein solches Heer zu den unglaublichsten Unternehmungen anzuführen.

Es wird also wenig erfordert, um den Geist des Vertrauens in die Brust eines jeden Helden einzupflanzen, und es ist keinesweges nöthig, sich dasselbe durch allzugroße Nachsicht bey Fehlern zu erkaufen, vielmehr ist Strenge und Pünktlichkeit, mit Gerechtigkeit und Menschlichkeit verknüpft, nothwendig und von dem größten Nutzen; denn sobald die Gesetze ihre Kraft verlieren, so hört auch aller Gehorsam und alle Pflichtmäßigkeit auf, und Zügellosigkeit und Weichlichkeit treten an ihre Stelle.

Von der Zuversicht und den Mitteln, den Soldaten Muth zu machen.

Für den Offizier muß keine Gefahr so groß seyn, ihn außer Fassung bringen zu können. Seine Miene, sein Gang, und überhaupt eine jede seiner Handlungen, müssen nie Aengstlichkeit oder Furcht verrathen.

Bei gefährlichen Ausichten und bei drohenden Gefahren, wenn zum Beyspiel Feinde unermuthet Verstärkung erhalten, oder die besten Plätze zu ihrer Vertheidigung besitzen, wenn Moräste, Berge, Flüsse und Wälder die Marsche erschweren, oder wohl gar unmöglich zu machen scheinen, ist nur allein der Offizier derjenige Punkt, in welchem sich Aller Blicke vereinigen, und gleichsam in demselben ihr Schicksal lesen. Finden sie seine Seele ruhig, sein Gesicht heiter, und nicht entstellende Furcht auf seiner Stirne, dann leben aufs neue Muth, Tapferkeit und

Un-

Unerschrockenheit wieder auf. Sie scheuen nicht den Regen von Kugeln, nicht den Tod, der ihnen zur Seite ganze Reihen zu Boden streckt. Voll Zuversicht des gewissen Sieges, wandeln sie über Todte, wie über lachende Gesilde einher. Bemerken sie aber das Gegentheil auf dem Gesichte ihres Befehlshabers, dann durchwandelt Furcht und Schrecken eine jede ihrer Reihen und Glieder, und die besten Befehle, die genau erwogensten Pläne werden vernichtet.

Als Leonidas mit seinem kleinen Heere zur Vertheidigung des Passes bey Thermopylä marschirte, rufte ihm jemand zu: „Dort kommen die Perser, welche sich uns nähern.“ Und wir uns ihnen, antwortete er. Als einige Spartaner über die Anzahl der Feinde verwundert schienen, sagte ein anderer zu ihm, daß die Sonne durch ihre Pfeile verdunkelt werden würde, wenn sie in die Nähe kommen sollten. „Desto besser für uns,“ sagte der Held, „so werden wir im Schatten schlagen.“ Viele Tausende von den Feinden wurden getödtet, ehe Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern fiel. Gemeinschaftlich setzte man diesen edelmüthigen Kriegern diese Grabchrift: „Wanderer! melde es zu Sparta, daß wir hier liegen, weil wir den Gesetzen unsers Vaterlandes gehorcht haben.“

Ein französischer Obrister befand sich bey Fleury, als man eben angreifen wollte. Die Soldaten waren muthlos, daß sie ganz abgerissen ins Feld gehen sollten. Um ihnen Muth zu machen, sagte er: „Meine Freunde, hier finden wir, was uns auf einmal glücklich machen kann. Seht, wir haben das Glück, einem ganz neubekleideten Regiment gegenüber zu stehen. Laßt uns frisch angreifen, und uns bekleiden.“ Durch diese Rede bekamen sie Muth, griffen an, besiegten die Feinde und bekleideten sich.

Nach dem Tode des großen Turenne hielten die französischen Generals, die nicht wußten, was sie machen sollten, große Berathschlagungen, und — beschloßen nichts. Die Soldaten fiengen aus Ungewißheit an, zu verzweifeln, und schrien von allen Seiten: „Man lasse nur die Schätze los! die wird uns schon anführen.“ So hieß das Pferd, das der Vicomte gewöhnlich ritt.

Auch Beredsamkeit, wobey man vorzüglich auf Zeit, Ort und auf die Umstände der Soldaten Rücksicht nehmen muß, ist oft das sicherste Mittel, Muth und Tapferkeit einzusößen. Beyspiele hievon giebt uns die alte und neue Geschichte. Ehe das Treffen in der Schlacht bey Jony anfieng, durchritt Heinrich IV alle Glieder, zeigte seinen Soldaten seinen Helm, auf
wel-

welchem weiße Federn waren, und sagte zu ihnen: „Kinder, sollten durch irgend einen Zufall Fahnen oder Standarten fehlen, so sey dieses das Zeichen der Sammlung; Ihr werdet es jederzeit auf dem Wege des Sieges und der Ehre finden.“

Nach dem Ableben Karls VI sagte Maria Theresia zu ihren Ungarn: „Von meinen Freunden verlassen, von Feinden verfolgt und von meinen nächsten Verwandten angegriffen, habe ich keine andere Zuflucht, als eure Treue, euren Muth und meine Standhaftigkeit. Hier habt ihr den Sohn eurer Könige, welchen ich euch übergebe.“ Hierauf zog ein alter braver Ungar, anstatt zu antworten, den Säbel, gieng aus der Versammlung und sagte: „ad arma milites.“ Die Palatine, ermuntert und gerührt, vergassen ihre alten Beschwerden und riefen, mit dem Säbel in der Hand: „Moriatur pro rege nostro, Maria Theresia.“

Es giebt aber auch Fälle, wo man den Soldaten nichts, als zu siegen oder zu sterben, übrig lassen muß. Als Prinz Moriz bey Neuport den Erzherzog Albert angreifen wollte, so schickte er vorher alle Fahrzeuge nach Hause, und sagte: „Meine Freunde, hier müssen wir entweder siegen, oder Seewasser trinken. Mein Entschluß ist gefaßt; die Schande, zu verlieren, werde ich

nicht überleben.“ In jedes Herz verbreitete sich auf einmal der Gedanke: wir müssen siegen! Und sie siegten wirklich.

Vom Miß-
trauen.

In einem jeden Staate giebt es Menschen, die unter der Larve der Ehrlichkeit und Freundschaft Feindschaft, Lücke, Betrug und Verrätherey zu verbergen suchen. Wie gefährlich und dergleichen Menschen werden können, bedarf keines Verweises. Es ist daher einem jeden Menschen, ohne Menschenfeind zu werden, ein gewisses Mißtrauen anzuempfehlen; besonders aber einem Offizier, weil es oft Gelegenheiten giebt, wo verlarvte Verräther und Feinde Freundschaft zu erschmeicheln suchen, Geheimnisse entlocken, und jedes Mittel benutzen, schädlich und gefährlich zu werden. Man muß daher nie nach dem bloßen Schein, nicht auf bloßen gewöhnlichen Enthusiasmus von Freundschaft trauen, man muß auf Wirklichkeit sehen, und bey der Wahl eines Freundes oder Vertrauten nie von den Regeln der Vernunft abweichen. Swift sagt zwar: „Der ist der glücklichste Mensch, der am besten betrogen wird.“ Vielleicht meynt er damit, daß der oft Betrogene darum der glücklichste zu nennen ist, weil er durch Schaden Klugheit und Vorsichtigkeit gelernt hat. Für glücklicher halte ich denjenigen, der sich durch Belehrungen und durch Beispiele Anderer in solch eine Lage versetzt,

setzt, daß man ihm nie schaden kann. Es ist schon schlimm genug, wenn der, der Schwäche der Seele genug besaß, jedem Schmeichler zu glauben, für seine Thorheit traurige Folgen empfinden muß. Schrecklicher aber ist es noch, wenn durch die Schuld eines Einzigen Tausende aufgeopfert werden. Ob dies ein Fall ist, der beyrn Militär als möglich gedacht werden kann, überlasse ich der eigenen Prüfung eines jeden.

Jede Sache, sobald sie Leidenschaft wird, ist gefährlich. Es giebt auch gewisse Sachen, die ihres Reizes und ihrer Annehmlichkeiten wegen bald Leidenschaft erregen. Ein Offizier muß am allerwenigsten, wenn er die Pflichten seines Standes treu erfüllen will, leidenschaftlich handeln. Er braucht zwar nicht Misanthrop, nicht Kopfhänger zu seyn; denn auch für ihn sind die Freuden des Lebens, auch für seinen Stand sind gesellschaftliche Freuden, auch in seiner Brust wohnt der Trieb zu lieben, und wieder geliebt zu werden, und der Weinstock trägt auch für ihn süße Purpurtrauben; sobald aber diese süßen Freuden mit Leidenschaft geliebt werden, dann führen sie aus einer Ausschweifung in die andere.

Diese Freuden des Lebens, nämlich das Spiel, der Trunk und die Freundschaft, scheinen mir daher, weil sie oft leidenschaftlich gewählt
oder

oder genossen werden, nicht selten ein gefährliches Gift zu seyn.

Vom Spiel. Die Liebe zum Spiel raubt uns die besten Stunden unsers Lebens, Geschäfte und Wissenschaften werden vernachlässigt, und Armuth und Verachtung ist des Spielers Ende. Noch schimpflicher ist der Verlust der Ehre. Der Spieler hat immer die Absicht, zu gewinnen. Gewinnt er, so verlangt er noch mehr; verliert er, so fühlt er sich berechtigt, so lange zu spielen, bis er das Verlorne wieder bekommen hat. Oft wird er verleitet, zu noch niedrigeren Handlungen seine Zuflucht zu nehmen; er wird entdeckt, und seine Ehre, sein guter Name ist gebrandmarkt. Und gesetzt auch, das Glück kehre ihm nie den Rücken, ist denn die Handlung weniger schädlich? Ist's nicht ein anderer, der durch ihn arm und entehrt wird? O, welch ein schändlicher Vorwurf, zu sich selbst sagen zu müssen: „an diesem seinem Unglück hast auch du Theil; auf den Trümmern seines Glücks hast du dein Glück gegründet.“

Der Spieler verliert ferner alles Zutrauen, allen Glauben bey andern. Niemand kann ihm Gelder anvertrauen; denn er gleicht einem Rasenden, den nichts zurückhält. Löhnungsgelder für seine Compagnie, die Regimentskasse, das Vermögen seiner Freunde, nichts ist ihm heilig.

Alles

Alles wagt er, aufs Spiel zu setzen, um sich zu bereichern, oder besser, um sich zum Bettler zu machen.

Was für Handel entstehen nicht oft bey'm Spiel, wodurch die Ehre des Offiziers geschändet wird! Nicht Zweykampf, nicht Herausforderung vermag diesen Schimpf wieder auszulöschen. Man fliehe daher dies mit Unruhe verbundene und zum Verderben führende Vergnügen; denn es giebt edlere, die sanftere, süßere und angenehmere Empfindungen zurücklassen. Und gesetzt auch, der Ton in Gesellschaften machte es nothwendig, Stunden zu verspielen, so spiele man, doch, ohne Hang zum Spiel merken zu lassen. Der Wahrheit entsprechend, sagt Frau von Lambert, daß das Spiel allen Wohlstand über den Haufen werfe. Der Fürst vergift dabei seine Würde; die Frau ihre Schamhaftigkeit; alle Menschen ihre Pflichten, und man nimmt's sich zu gewissen Stunden vor, einander zu verderben und zu hassen.

Wie schädlich und entehrend der Trunk für VomTrunk. einen Offizier ist, hab ich schon oben gezeigt; ich will also hier nur noch einige Beispiele, die dies Laster betreffen und die Folgen davon ans Licht stellen, anführen.

Die Verschwörung zu Lheben gründete sich allein auf die Kenntnisse, welche die Bürger von
der

der Unmäßigkeit und der Völlerey derjenigen hatten, die in dieser Stadt Befehlshaber waren. Die Verschwornen ermordeten sie mitten unter den Schmausereyen, als die Verwirrung ihrer Vernunft ihren Muth unbrauchbar gemacht hatte.

Der große Churfürst Friedrich Wilhelm machte die Schweden, die Rathenau besetzt hatten, durch einen unvermutheten Ueberfall, zu Gefangenen. Die Ursache davon war, daß sie sich bey einem in der Absicht angestellten Traktament dem Trunk so sehr ergaben, daß sie es nachher, als sie zur Besinnung kamen, nicht glauben wollten, daß sie gefangen wären.

Von der
Liebe.

Die Liebe ist unter den schon genannten Leidenschaften die gefährlichste. Jene können noch durch Vernunft besiegt werden; diese aber besiegt selbst die Vernunft. Wer einmal aus ihrem Becher getrunken hat, der setzt ihn nicht leicht eher wieder ab, bis er ohnmächtig und berauscht zu Boden sinkt. Oft haben die größten Generals die herrlichsten Siege verloren, weil sie der Liebe opferten. Der einzige Vorwurf, den man Heinrich IV machen kann, ist, daß er allzuverliebt gewesen. Oft verlor er deshalb die herrlichsten Vortheile in den Schlachten.

Die Eroberung des gelobten Landes kostete den Titus vielleicht nicht weniger Mühe, als der Sieg,

Sieg, den er über sich selbst davon trug, als er die Verenice entließ.

Man sieht hieraus, wie thöricht der ist, der diese Leidenschaft in sich fühlt, und sie nicht zu unterdrücken sucht. Wer der Liebe huldigt, der huldigt dem grausamsten aller Tyrannen.

Freundschaft ist das wünschenswertheste Gut irdischer Glückseligkeit. Ein treuer Freund ist in den mißlichsten Angelegenheiten des Lebens unser Rathgeber, er nimmt an unsern Freuden den wärmsten Antheil und tröstet uns im Unglück. Nur Schade ist es, daß ein wahrer Freund mit unter die seltensten Erscheinungen auf der Erde gehört. Nur Schade, daß wahre Freunde mit eben der Behutsamkeit, so wie Diogenes bey hellem Tage mit der Laterne in der Hand Menschen suchte, ausgespäht werden müssen; denn derjenige, den wir zu unserm Freunde wählen, muß, um die Pflichten der Freundschaft erfüllen zu können, nicht nur tugendhaft und rechtschaffen seyn, sondern seine Gesinnungen müssen auch mit den unsrigen harmoniren. Cicero, in seinem Buch über die Freundschaft, sagt daher so vortreflich, als wahr: „Wahre Freunde erblicken jeder in dem andern gleichsam sich selbst; nichts ist in der Freundschaft erdichtet, keine Verstellung findet in ihr Statt, alles in derselben ist Wahrheit, ist Aufrichtigkeit. Freundschaft ist also nicht

Von der
Freundschaft.

nicht auf den Nutzen, sondern der Nutzen auf Freundschaft gegründet.“ Die im Glück uns umarmen, uns ihre Liebe, ihr Vermögen und ihr Alles aufzuopfern versprechen, thun es gemeinhin nur darum, weil sie wissen, daß man von ihrem Anerbieten keinen Gebrauch macht. Ovid, ein Dichter des Alterthums, sagt: *) „Als noch mein Haus blühte, da umströmte mich ein Schwarm von Schmeichlern; als es aber den Einsturz drohete, und Alle die gänzliche Zertrümmerung befürchteten, da kehrten sie mir alle schnell den Rücken.“

Die Geschichte der zärtlichsten Freundschaft zwischen Damon und Pythias würde nicht für eine Fabel gelten, wenn Beweise gleicher Freundschaft weniger selten zu finden wären. Ich kann also nicht anders, als bey der Wahl eines Freundes die sorgfältigste Behutsamkeit anrathen. Bezeichnen lasterhafte Thaten den Mann oder den Jüngling, mit dem man das Band der Freundschaft knüpfen will, so zerreiße man selbst das Band, ehe es über lang oder kurz zu unserm Nachtheil zerrissen wird; denn nur unter Tugendhaften findet wahre Freundschaft Statt.

Fern von jedem sey auch der Gedanke, ein Freundschaftsbündniß mit Personen vom andern

Ge.

*) Trauergedicht IX. B. 17.

Geschlecht zu stiften. Nicht etwa deswegen, als wenn das andere Geschlecht nicht Gefühl oder Empfindung für Freundschaft hätte. Nein, keinesweges möchte ich mir durch diese Behauptung den Haß des schönen Geschlechtes zuziehen, denn es lassen sich fast noch mehr Beweise von der Freundschaft, welche diese unter sich verbinden, aufstellen, als Beweise von der Freundschaft unter uns; nur darum muß ich es widerrathen, weil außerordentlich viel Selbstverläugnung dazu gehört, mit Frauenzimmern in einer so engen Verbindung zu stehen, ohne lasterhaft zu werden.

Ein Freund, der sich einst, gleich einem Weinstock, fest an uns schlingen soll, muß uns zuvor Beweise seiner Freundschaft, seines Edelmuths, seiner Rechtschaffenheit und seiner Tugenden gegeben haben. Nicht der freundliche Händedruck, nicht das gefällige Lächeln, nicht jenes zuvorkommende Wesen, sich uns in allen Stücken gefällig zu bezeigen, müssen dieser Verbindung Gewicht und Nachdruck geben; denn oft, aber leider! zu spät, entdecken sich hinter dieser verstellten Larve Eigennutz, Verläumdung, Falschheit, Neid, und wie sie alle heißen, die schändlichen Geschwister des Neides.

Man wähle also den Mann, der einst als Freund uns durchs Leben begleiten soll, nicht

J

mit

mit Leidenschaft; man wähle ihn mit Vernunft. Lange zuvor müsse er unser Gesellschafter gewesen seyn, bevor wir ihn unsrer Freundschaft würdigen; denn keine Wunde ist schwerer zu heilen, als die, die uns von dem geschlagen wird, den wir als Freund umarmen.

Von der
Bescheiden-
heit.

Nichts macht den Menschen lächerlicher, nichts würdigt ihn mehr herab, als wenn er, eingebildet auf seine Kenntnisse, überall angestaunt und bewundert werden will. Solon, den man einstimmig unter die Zahl der Weisesten seiner Zeit aufnahm, weigerte sich, diese Ehre, ohnerachtet er sie wirklich verdiente, anzunehmen, indem er mit Bescheidenheit versicherte, er wisse nichts. Viele aber halten es für ihre erste Pflicht, sich bedeutend zu machen, indem sie entweder von Sachen, die sie kaum dem Namen nach kennen, mit der Miene eines Weltweisen sprechen, oder indem sie sich großer Thaten rühmen, die sie auszuführen nie Gelegenheit hatten. Die Folge davon ist, daß man zwar oft, in Rücksicht auf ihren Stand, sich in ihrer Gegenwart des Lachens enthält, aber nachher desto mehr ihre Prahlerey und ihren Stolz verspottet.

Ein Mann, der stets von seinen Kenntnissen groß spricht, und sich nie einen Fehler gemacht zu haben rühmet, besitzt allemal die wenigsten Verdienste, hat allemal gewiß am mei-

sten

sten gefehlt. Man lese die hinterlassenen Werke Friedrichs des Großen, und man wird finden, daß dieser große König oft mit Bescheidenheit von seinen Fehlern, so wie von seinen Thaten, spricht. Wer also den Beyfall großer, verdienstvoller Männer zu besitzen und zu erlangen wünscht, wer es wünscht, daß man ihm die gebührende Hochachtung erzeigen möge, der sey nie stolz auf Rang, Geburt und Ahnen; denn selbst Sterne und Ordensbänder sind Wetterhähne des Glücks. Sie drehen sich oft.

Nichts ist dem Menschen, und besonders dem Offizier, unentbehrlicher, als die Ehre. Sie macht den niedrigen Bettler glänzend und be-
von der wahren und falschen Ehre.
rühmt; denn nie erlaubt sich der, der den Werth der Ehre kennt, etwas, wäre es auch nur eine Kleinigkeit, wodurch dies schätzbare Gut verlegt werden kann. Der Verlust von Vermögen und vom glänzenden Glück, sind Sachen, die der Weise als Seifenblasen betrachtet; er betrübt sich nicht, weil er schon zum voraus sah, daß das kleinste Lüfgen fähig seyn würde, sie in ein Nichts zu verwandeln. Nur allein die Ehre bleibt ihm ein schätzbares Kleinod, das er gegen Kronen nicht vertauschen würde; ihren Verlust zu überleben, glaubt er, hieße die Gränzen der Möglichkeit überschreiten. Doch oft sind gerade die, welche am meisten von Ehre sprechen, und
welche

welche sie ganz zu besitzen glauben, bis zum Bedauern arm an denselben. Dies kommt vermuthlich daher, weil die Meinungen, die man von Ehre hat, nicht nur verschieden sind, sondern sich auch oft selbst widersprechen.

Vornehme Geburt, durch Jahrhunderte grau gewordene Ahnen, Ehrenstellen, Vermögen, erborgte, erkaufte oder durch Zufall erhaltene Titel; dies hält man gewöhnlich für Attribute der Ehre, und wer diese besitzt, verlangt Vorzug, Achtung, Ergebenheit, nicht nur von solchen, die von seinen Befehlen abhängen, sondern auch in der Gesellschaft. Schon auf das bloße Wort Ehre, setzt man die stolze Hoffnung, daß dies das sicherste Unterpfand für Wechsel, Gefälligkeit und Dienstergebenheit seyn müsse.

Wer es wagt, nur im mindesten gegen eins dieser Attribute gleichgültig zu seyn, der hat sich die gewissste, die unversöhnlichste Ungnade zu versprechen; ja, oft — wäre die Macht nicht begrenzt — würde man einen solchen Verächter eben das Schicksal erfahren lassen, das jene Schweizer erfuhren, die sich nicht vor dem aufgesteckten Hut demüthigen wollten.

Über ach! wie mancher würde arm an diesen Eigenschaften der Ehre seyn, wenn bey jedem Male, wo man Ehre verpfändet und demohngeach-

geachtet nicht Wort hält, ein Theil von diesem wichtigen Gute verloren gienge. Doch, das fürchtet man nicht. Der Verräther seines Vaterlandes, der Entehrer und Betrüger verliert zwar alles; aber das, was man gewöhnlich Ehre nennt, Titel, vornehme Geburt und Ahnen bleiben ihm gewiß.

Anderer hingegen haben einen höhern, der Ehre angemessenern Begriff. Nicht derjenige hat in ihren Augen Ehre, der nichts weiter aufzuweisen hat, als ererbte Verdienste oder Sachen, wozu er nichts beygetragen; wohl aber derjenige, der unverbrüchlich sein Wort hält, jede seiner Pflichten erfüllt, und den Beyfall der Rechtschaffenen und Edeln besitzt. Und dies ist es auch, was wir wahrhaftig Ehre nennen können, und was uns Beyfall der Rechtschaffenen und unsers eigenen Herzens verschafft. Ein Offizier, der diese Ehre nicht besitzt, entehrt seinen Stand, und macht, daß er in den Augen anderer herabgewürdiget wird. Jenes aber ist falsche Ehre, die dem Glittergolde gleicht, das nur kurze Zeit glänzt, und seines Glanzes ganz beraubt wird, wenn man ihm reines Gold entgegensezt.

Nie also müsse ein Offizier blos um seines Standes, oder um anderer Eigenschaften willen,

wodan er nicht wirkende Ursache war, Vorzug und Achtung verdienen wollen. Nach wahren Verdiensten, nach wahrer Ehre müsse er streben; und gewiß, er glänzt, ohne daß er die Absicht hatte, zu glänzen, denn die wahre Ehre findet überall ihre Verehrer und Anbeter.

Alphonfus hörte sich einstmalß von seinen Schmeichlern loben und glücklich preisen, daß er der Sohn des Königs, der Enkel des Königs und der Bruder des Königs wäre. „Ich, sagte er, schätze dies alles, was ihr mir als einen Werth beylegt, für nichts; denn dies ist die Größe meiner Vorfahren, und nicht die meine.“ Der wahre Adel, ober die Ehre, ist kein ererbtes Gut, sondern sie ist die Frucht und die Belohnung der Tugend.

Von der
Verschwie-
genheit.

Wer sich nicht nur in Gesellschaften beliebt machen will, sondern auch das Zutrauen von rechtschaffenen und geehrten Männern wünscht, der muß verschwiegen seyn. Dem Geschwäßigen vertraut man nicht nur kein Geheimniß an, sondern man flieht auch seine Gegenwart und seinen Umgang, weil man fürchtet, er möchte von dem, was man, ohne auf ihn Rücksicht zu nehmen, sprach, übeln Gebrauch machen, und es sogleich in jeder andern Gesellschaft als etwas neues aufstischen. Geschwäßigkeit kleidet überhaupt

haupt keinen Menschen von Stande, am allerwenigsten einen Offizier; ja, von diesem muß man besonders der strengsten Verschwiegenheit versichert seyn.

Ein Offizier, der nicht die Kunst, zu schweigen, gelernt hat, ist schlechterdings in dem ihm anvertrauten Stande nicht zu gebrauchen; denn es ereignen sich oft Gelegenheiten, wo dem Offizier Sachen von Wichtigkeit aufgetragen werden; Sachen, die oft den Sieg einer ganzen Armee bestimmen. Ist er nun nicht verschwiegen, wie kann man ihm dann so etwas von Wichtigkeit anvertrauen? wird er es nicht sogleich, um sich wichtig zu machen, andern mittheilen? und wie nun, wenn nun gerade auch die ebenfalls die Kunst, zu schweigen, nicht gelernt haben, werden dann nicht oft die besten Plane vereitelt?

Demosthenes sagte einst zu einem jungen Menschen, der stets sein Herz auf seinen Lippen trug: „Ein weiser Mensch redet wenig.“ Die Natur hat uns zwey Ohren und eine Zunge gegeben, um damit anzuzeigen, daß man mehr hören, als reden müsse.

Fast alle kultivirte Völker haben die Verschwiegenheit mit unter die ersten Tugenden eines Mannes gezählt. Bey den Römern wurden z. B. nur diejenigen zu geheimen Versammlungen und

Verathschlagungen hinzugelassen, die man wegen ihrer Verschwiegenheit bewährt gefunden hatte. Keinem jungen Menschen wurde daher, so lange er die Prätexta trug, d. i. bis in sein funfzehntes oder sechzehntes Jahr, erlaubt, dergleichen Versammlungen beizuwohnen. Der junge Papirius war der Einzige, der sich dieser Ehre rühmen konnte, weil man Proben seiner Verschwiegenheit hatte. Einesmals, als er nach einer langen Versammlung spät nach Hause kam, und seine Mutter in ihn drang, ihr zu sagen, was der Senat beschloffen hätte, weigerte er sich, solches zu sagen. Allein da sie nicht nachließ, in ihn zu dringen, so ersann er folgende Antwort: Der Senat hat dafürgehalten, daß es weit nützlicher seyn würde, wenn zwey Weiber einen Mann, und zwey Männer eine Frau herratheten. Seine Mutter machte es bald der ganzen Stadt bekannt, und den folgenden Morgen kamen alle Weiber vor den Senat, um dies zu hintertreiben. Der Senat lachte über die sinnreiche Erfindung des jungen Menschen, und verbot hinfüro allen jungen Leuten den Zutritt in die Versammlung; nur dem jungen Papirius nicht.

Von der
Großmuth.

Es giebt kein herrlicheres Mittel, Verläumder und Feinde zu demüthigen, als ihre Beleidigungen mit Großmuth zu verachten. Oft würde

würde es selbst den Mann von Ehre erniedrigen, wenn er sich mit seinen Beleidigern durch Worte oder in der That messen wollte; denn aus Rache entsteht gemeiniglich auf Seiten des andern noch größerer Haß und Gegenrache. Uebersieht man aber dergleichen Beleidigungen mit Gelassenheit, so muß sich endlich der Beleidiger vor sich selbst schämen, weil er sieht, daß man ihn und seine Beleidigung für zu unbedeutend und der Aufmerksamkeit unwerth hält.

Es zeigt immer eine kleine Seele an, sich über nichts hinwegsetzen zu können, und jede Beleidigung zu fühlen. Ueberhaupt verdienen es auch dergleichen niedrige Geschöpfe, die der Beleidigung fähig sind, niemals, daß man auf ihr Geschwätz, das doch nie Eingang in das Ohr des Rechtschaffenen findet, Rücksicht nehme. Viele beleidigen, ohne daß sie es wissen; und diese sollte man, anstatt sie zu hassen, gerade durchs Gegentheil eines Bessern belehren. Andere suchen, durch kleine Beleidigungen Gelegenheit zu noch größeren zu finden, und diese werden, wie ich schon oben gesagt habe, am besten durch großmüthige Verachtung abgeschreckt.

Je vornehmer und je wichtiger die Stelle ist, die wir bekleiden, je mehr finden wir Nebenbuhler unsers Glücks, die uns beneiden, weil

weder Kabale, noch sonst ein ausgedachtes Mittel, ihnen mit uns gleichen Rang verschaffen konnten. Aus Neid entsteht Haß, Verläumdung, Verfolgung und dergleichen; was Wunder also, wenn gerade derjenige, der am meisten Hochachtung zu verdienen hoffen sollte, oft an seiner Ehre gekränkt wird, wenn anders Nichtswürdige die Ehre des Rechtschaffenen kränken können.

Müssen nicht selbst Könige sich der Verachtung und der Beleidigung ihrer Unterthanen preis geben? Sieht es nicht Tausende, die insgeheim, oder wohl gar öffentlich in Schriften, die Handlungen ihrer Fürsten tabeln? Und welches ist wohl die Rache, die beste, ausgesuchteste Rache, die ein Fürst nehmen kann, oder nehmen muß, wenn er dergleichen Leuten den Mund stopfen will? Ich für meinen Theil, kenne keine bessere als die, mit Großmuth auf solche kleine Geister herabzublicken, oder sich ihnen durch Wohlthaten gefällig zu beweisen.

Die Hofleute des Königs Philipps zu Macebonien wollten ihn bereden, sich an einem Menschen von Verdiensten zu rächen, weil er Böses von ihm gesprochen haben sollte. Philipp sagte: „Ich muß wissen, ob ich ihm nicht erst Gelegenheit dazu gegeben habe.“ Da er erfuhr, daß

daß dieser Mensch nie eine Wohlthat, ohnerachtet er sie verdiente, empfangen hätte, schickte er ihm sogleich große Geschenke; und nicht lange nachher hörte er, daß eben dieser Mensch ihn durch Lobeserhebungen bis zu den Göttern erhoben hätte. „Ihr sehet,“ sagte der König zu den Hofleuten, „daß ich es besser weiß, als ihr, meine Feinde zu gewinnen.“

Oft lassen sich durch ähnliche Behandlungen der Feinde die sichersten und besten Vortheile erreichen. Wohl dem, der sie zu benutzen weiß! wohl dem, der auch hier beherzigt, was Klopstock sagt: „Sich nicht rächen, auch dann nicht, wenn Rache Gerechtigkeit wäre, ist edel; seinen Beleidiger lieben, ihn mit Wohlthaten erfüllen, ist himmlisch, selbst der Zuruf des Engels belohnet nicht ganz.“

Der Zweykampf gehört unter die ererbten Un- Vom Zwey-
kampf.
menschlichkeiten, von welchen die gegenwärtigen Zeiten, wo man so sehr an der Kultur und Aufklärung des menschlichen Herzens arbeitet, ganz frey seyn sollten. Beleidigungen und Unrecht wurden bey unsern Vorfahren, als noch Heidenthum und Aberglauben den menschlichen Verstand mit Dunkelheit umhüllten, durch den Zweykampf entschieden. Die Ursachen davon waren wohl keine andere, als Mangel an Einsicht, und

und thörichter Aberglaube. Ersteres sieht man daher, weil man dergleichen Beleidigungen und Vergehungen nie zu untersuchen wagte, sondern es lieber, um von keiner Partey nachtheilige Folgen zu haben, auf ein Ohngefähr, d. i. auf den Zweykampf ankommen ließ; und letzteres ist deswegen anzunehmen, weil man glaubte, Gott wäre gleichsam die Mittelsperson des Zweykampfs, und derjenige, der den Sieg davon trüge, wäre von Gott als unschuldig erklärt. Ein Beyspiel hiervon sieht man in der alten Geschichte unsrer Vorfahren. Im Jahr 979 klagte ein gewisser Graf Walbo einen andern, Namens Gero von Alvensleben, bey dem Kaiser an. Ohne die Sache zu untersuchen, wurden beide nach Magdeburg eingeladen, um hier in Gegenwart mehrerer ansehnlichen Fürsten Deutschlands ihre Streitigkeit durch einen Zweykampf zu entscheiden. Walbo ward heftig verwundet, und fiel bald darauf todt zu Boden, und Gero wurde nach den damaligen Gesetzen des Duells, weil der Aberglaube, als ob Gott des Unschuldigen Hand unmittelbar stärke, und die des Bösewichts kraftlos mache, herrschend war, unschuldig erkannt. Aber man wußte auch damals den Gesetzen eine willkührliche Auslegung zu geben. Gero war ein Heide, und daher glaubte man, daß dies Gesetz ihn keinesweges begünstigen könnte,

könnte, ohnerachtet man seine Sache, wegen des glücklichen Ausgangs im Duell, für die rechtmäßigste in der Welt hielt. Er wurde von einem Scharfrichter in Stücken gehauen, und den Vögeln zum Raube vorgeworfen. Nur ein Einziger, Markgraf Dietrich, ein Geistlicher, bezugte hierüber seine größte Freude.

Diese Gewohnheit also, Streitigkeiten und Beleidigungen durch ein Duell auszumachen, fand bald überall ihre Verehrer. Die Großen schafften dergleichen öffentliche schändliche Gewohnheiten ab, und nun sieng man an, das insgeheim zu thun, was man öffentlich für Schande hielt. Wer beleidigt wurde, glaubte sich auf keine andere Weise des angethanen Schimpfes zu entledigen, als nur dadurch, den andern herauszufordern, und die verletzte Ehre durch Blut wieder zu erkaufen.

Junge brauchbare Männer, und Helden, die einst ihrem Vaterlande Ehre und Ruhm erwerben konnten, fielen oft um Kleinigkeiten willen, und entzogen dadurch dem Vaterlande ihre Kräfte, ihr Leben und ihr Alles, was doch eigentlich nicht ihnen, sondern dem Vaterlande gehörte.

Eingedenk der schädlichen Folgen des Duells, gaben die weisern Fürsten, um diese barbarischen Ge.

Gewohnheiten aus ihren Staaten zu verdrängen, die schärfsten und nachdrücklichsten Gesetze. Gustav Adolph z. B. sah den Zweykampf als eine falsche Tapferkeit an, die die Gesetze und Obrigkeit muthwillig verachtete. Einismals forderten sich zwen seiner Feldherren heraus. Gustav erschien selbst zur bestimmten Stunde, und befahl ihnen, so lange zu kämpfen, bis einer von ihnen auf dem Platz bliebe. Zugleich aber ließ er den Profosz kommen, und sagte zu ihm: „In dem Augenblick, da einer von diesen todt ist, schlage dem andern den Kopf ab!“ Die beiden Feldherren geriethen in Beschürzung, fielen vor ihm nieder, und baten um Verzeihung. Er bewilligte sie ihnen, und söhnte sie mit einander aus, versicherte aber auch zugleich, daß er dergleichen Verbrecher hinfüro mit dem Tode bestrafen wolle, weil derjenige, der den andern im Duell umbrächte, als ein Mörder anzusehen wäre.

Man urtheile nun, man urtheile mit kaltem Blute, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, was hergebrachte Gewohnheit und Vorurtheil zur Sitte gemacht haben, ob nicht der Duell unter die barbarischsten Gebräuche unsers Zeitalters gehört? Wie leicht geschieht es nicht, daß oft sogar derjenige, mit dem wir auf den freundschaftlichsten Fuß umgehen, uns aus Uebereilung eine Beleidigung sagen kann, die ihm vielleicht in einer Stunde

Stunde schon von Herzen leid wird. Wir nehmen nicht darauf Rücksicht, sondern weil wir uns beleidigt fühlen, und unserer Ehre ein gewisses Gewicht zu geben hoffen, so fordern wir den andern heraus. Der andere, der vielleicht ebenfalls nur die schwankenden Begriffe von Ehre hat, fühlt sich gedrungen, diese Herausforderung anzunehmen. Die festgesetzte Stunde erscheint. Er, den ich als Bruder, als Freund, noch vor wenig Tagen umarmte, er, der sonst meine ganze Seele füllte, steht mir jetzt gegenüber, um eines einzigen Wortes willen, in der Gestalt eines Feindes. Mein Herz streitet davor, daß er mein Feind sey, aber die Gewohnheit besetzt beides, mein Herz und meinen Verstand. Jetzt heben wir unsere Arme gegen einander auf, nicht um uns zu umarmen, nein, sie sind bewaffnet; ausgestreckt sind sie, um einander zu tödten, um die Beleidigung im fließenden Blute des Bruders abzufühlen. Der Freund fällt, und ein kalter Schauer durchwühlt mein Innerstes. Ueberall begleitet mich der Schatten des Ermordeten, überall tönt mir fürchterlich ein lautes Wehe, wo das Winseln und Weinen seiner Hinterlassenen in mein fürchtfames Ohr dringt. Zu allen Stunden, selbst beim Becher der Freude, sagt mir mein Gewissen: „Du bist ein Mörder. Zärtlichen Verwandten hast du einen

einen

einen Liebling gestohlen, und dem Vaterlande einen Bürger, einen Mann, einen Helden geraubt. Durch nichts, weder durch dein Vermögen, noch durch Aufopferung deines eigenen Lebens, kannst du diesen Schaden wieder verbessern.“ — Und gesetzt auch, der, mit dem ich kämpfte, wäre nicht getödtet durch meine Hand; hatte ich nicht die Absicht ihn zu tödten, und ist nicht auch ein jedes Glied, das ich ihm verlegte, ein Gut, das dem Vaterlande gehört? Ist es nicht eben so strafbar, einen zu tödten, als einen durch die Verletzung seiner Glieder für sich selbst und für den Staat unbrauchbar zu machen? und in welcher Absicht nahm mich das Vaterland in seine Dienste, etwa darum, um die Zahl seiner Helden und Bürger verringern zu helfen? Oder soll ich sie nicht vielmehr beschützen und vertheidigen, damit, wenn es in meinen Kräften stände, nicht ein Einziger verloren gehe? Und welches schwache Verdienst ist es nicht, einen andern, der vielleicht tapferer, gelehrter, stärker und brauchbarer war, als ich, zu tödten, oder ihm einen Schaden beizubringen, weil er zu meinem Glück oder Unglück den günstigen Augenblick, mir zu schaden, nicht benutzte!

Wirklich, dies zusammen genau ermögen, muß uns denjenigen, der den andern im Duell verstümmelt, oder umbringt, im Verachtungswür-

würdigsten Lichte darzustellen. Und die Gesetze sind, wahrlich! nicht strenge genug, wenn sie, um die Zahl dieser Verbrecher zu vermindern, dergleichen Handlungen mit dem Tode bestrafen; denn dergleichen Handlungen streiten nicht nur wider göttliche, sondern auch wider menschliche Rechte. Nie erlaubt uns das Naturrecht, das das älteste unter allen Rechten ist, dergleichen vorsätzliche Rache; und wer sich duellirt, begeht ein vorsätzliches Verbrechen. Es müßte also nothwendig, da man übereilte Verbrechen und nicht mit Vorsatz verübte Mordthaten schon mit dem Tode bestraft, ein solches Verbrechen noch weit härter bestraft werden.

So wenig, wie sich der Mörder vor dem Richterstuhl damit entschuldigen kann, wenn er sagt, daß er die Folgen seiner That, als seine Leidenschaften ihn verführten, nicht genau erwogen habe; eben so wenig, und noch weniger, kann sich derjenige, der den andern im Duell umgebracht hat, vor dem Richterstuhl und vor den Augen der Welt damit entschuldigen, wenn er sagt, er hätte dies thun müssen, um seine Ehre zu retten. Denn, wenn schon vorher seine Ehre blos deswegen ihren Werth verloren hatte, weil ihn ein anderer beleidigte; so ist sie jetzt noch weit mehr geschändet und verlegt, weil er ein Mörder geworden ist. Und ein Mörder bleibt ja in den

R

den

den Augen jedes Menschen das entehrteste und verachtetste Geschöpf!

Heil unsern Zeiten! Auch diese barbarische Sitte scheint unserm Vaterlande besonders den Rücken kehren zu wollen, und statt sich zu rächen, bieten sich Beleidigte brüderlich die Hand zur Aussöhnung, um nicht ihren großen Endzweck, fürs Vaterland zu leben und zu sterben, zu verfehlen.

Von der
Klugheit.

Wer nie ohne Klugheit handelt, der läuft selten Gefahr, seine Ehre zu verletzen, oder sich und seinem Vaterlande unangenehme Austritte zu verursachen. Die Klugheit, wenn sie unsre Begleiterin ist, macht, daß wir weder in Gesellschaften von Fremden, noch in der Gesellschaft von Freunden, anstößig werden. Jede Wahl, die wir, durch ihren Beyfall begünstigt, treffen, gewährt uns das angenehmste und dauerhafteste Vergnügen. Im Frieden verschafft sie uns den Beyfall unsrer Vorgesetzten, und im Kriege giebt sie uns Mittel an die Hand, die Feinde zu besiegen, oder sie läßt uns die besten Maaßregeln wählen, um nicht besiegt zu werden.

Ein Offizier, der mit dieser Freundin in eine Gesellschaft eintritt, empfiehlt sich sogleich durch Gang, Kleidung, Miene und Unterhaltung. Jedes Herz nimmt sich für ihn ein, und jedes

jedes Mitglied der Gesellschaft ist aufmerksam auf sich selbst, um ihm die gebührende Hochachtung auf das pünktlichste zu erweisen.

Nicht nur im Zirkel seiner Freunde, sondern auch im Zirkel des andern Geschlechts, geht der, der Klugheit besitzt, und wenn tausend Schönheiten alle ihre Reize aufbieten, ihn für sich einzunehmen, keinen Schritt weiter, als ihm seine Vernunft das Ziel gesteckt hat. Daher kommt es, daß er nie geflohen, sondern vielmehr gesucht und geliebt wird. Seine Wahl ist daher nie leidenschaftlich, und nie der Mißbilligung der weisen und bessern Welt ausgesetzt; und was seinen Sieg ganz krönt, ist, daß er nie mit Mißmuth auf verlebte Tage zurückblickt, nie einen seiner Schritte verflucht, oder sie nie gethan zu haben wünscht. Der Beyfall seines eignen Herzens macht ihm die Erinnerung ans Vergangene vielmehr erfreulich, und seine Stirne heiter.

Im Kriege kommt ihm diese Freundin nicht minder zu statten. Und wohl ihm, wenn er auch da dieses Bündniß nicht zerreißt, und Beweise davon giebt, daß er noch fest an diesem Bunde hängt; wenn er nicht mit Tollkühnheit seine Untergebenen der Gefahr aufopfert; wenn er nicht, ohne den Ort und die Feinde zu kennen, sich in ihre Haufen eindringt! Nichts ist ihm im Kriege von Unerheblichkeit; alles späh

er aus, um alles genau prüfen zu können, und dann auch die besten Mittel zu wählen. Ort, Zeit und Umstände, Feinde und Untergebene, alles erwägt er genau, alles mißt er pünktlich gegen einander ab. Hier zeigt sich ihm ein leichter, näherer Weg, um den Feind zu erreichen, dort ein schwererer und längerer, um den Feind zu schlagen. Die Klugheit rath ihm, den letzten zu wählen. Er wählt ihn, und trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse ist Sieg sein Lohn.

Sie, die Klugheit, ist es, die dem Offizier also überall anzuempfehlen ist. Denn ein Feldherr, der einen Plan ohne Klugheit entworfen hat, ist nur, wenn er glücklich ist, bloß durch Zufall glücklich, und unverdient glänzen die Lorbeern des Ruhms um seine Schläfe; ein kleiner, oft nichtsbedeutender Umstand, hätte, wenn er erfolgt wäre, nicht nur den Sieg verhindert, sondern auch sein und vieler Tausende Verderben und Untergang befördert. Wer aber so, wie Friedrich der Große, indem er Plane entwirft, Mögliches und Unmögliches genau gegen einander erwägt, und alles auf den Probierstein der Klugheit bringt, der siegt immer, und selbst dann, wenn er besiegt wird, ist sein Verlust ein Sieg zu nennen.

Der

Der Klugheit zufolge, muß ein Offizier niemals leidenschaftlich oder mit Uebereilung handeln, sonst werden fast immer die besten Pläne, die ihm zur Ausführung übertragen sind, vereitelt.

Als im sechshundert und vierzigsten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom einige deutsche Völker, zum Schrecken der Römer, in Italien einfielen, so übertrug man dem Cajus Marius, der sich eben durch seinen Sieg über den König Jugurtha in Africa berühmt gemacht, das Commando gegen die Cimbrer und Teutonen. Dieser erfahrene Feldherr folgte nicht dem bloßen Triebe, nicht dem bloßen Vertrauen auf die Anzahl seiner Truppen, zu siegen, sondern er überlegte das, was er zu thun bestimmt war, mit Klugheit. Seine Klugheit also rieth ihm, die ihm untergebene Armee durch beschwerliche Marsche und harte Arbeiten abzuhärten; denn er sah ein, daß sie nur als abgehärtete Truppen in dem damals rohen Deutschland würden aushalten können, und sie dann erst abzuhärten, hielt er für zu spät. Ein anderer, nicht so kluger und erfahrener Feldherr würde seine Truppen vielleicht beim Marsch weniger angestrengt haben, um sie nachher desto besser als kräftige Krieger brauchen zu können. Doch anstatt, daß Marius nachher siegte, würde auch er schon von der rau-

hen Gegend mit den Seinigen besiegt worden seyn.

Aber nicht genug, daß Marius seinen Feinden mit Klugheit entgegen rückte, nein, selbst die Art und Weise seines Angriffs war redender Beweis seiner Klugheit. — Er wußte, daß die Deutschen den Römern schon wegen ihrer äußern Gestalt und Waffen fürchterlich waren; denn ihre Helme glichen, wie Plutarch sagt, den Rachen fürchterlicher Raubthiere, und den Schnäbeln wilder Vögel; ihre Schilde waren glänzend polirt; ihre Schwerter von ungeheurer Länge, und ihre Spieße hatten zwei Spitzen. — In der Rhone lang stellte er seine Armee den Feinden gegenüber. Unaufhörlich wurden sie von den muthigen Deutschen gehöhnt, und zum Treffen aufgefordert. Seine Soldaten, ungeduldig hierüber, verlangten mit den Deutschen zu fechten. Ein anderer, als Marius, würde dies gerade für die schicklichste Zeit und Gelegenheit, die Feinde anzugreifen, angesehen haben. Marius aber that es nicht, sondern er ließ sie lange, ohne zum Treffen Anstalt zu machen, im Angesicht des Feindes stehen. Und auch dies war redender Beweis seiner Klugheit; denn durch dies lange Zögern gewöhnte er sie an den fürchterlichen Anblick ihrer Gegner, und machte sie gleichsam mit der Gefahr vertraut; und als es bey Aix in der

Pro.

Provence zu einem Treffen kam, erhielt er einen vollkommenen Sieg.

Solche und ähnliche Umstände zeigen sich für den Offizier oft, und Klugheit bleibt fast immer das sicherste Mittel, die besten Gelegenheiten wahrzunehmen und zu benutzen.

Es ist freylich nicht zu läugnen, daß es oft Gelegenheiten giebt, wo Kühnheit die Stelle der Klugheit vertritt. Gesezt, Zeit und Umstände erlauben es nicht, Untersuchungen anzustellen, oder lange über die Lage der Sache nachzudenken, so muß natürlicherweise in diesem Falle Kühnheit die Stelle der Klugheit vertreten. So ereigneten sich oft im siebenjährigen Kriege Fälle, die die schnellste Entschloßung erforderten. Friedrich der Große, Seidlitz, Zieten und andere mehr, waren oft in Lagen, wo nur schnelle Entschloßheit den Sieg oder den Verlust bestimmten. Nicht selten ist es aber, daß bey dergleichen Entschloßungen mehrere Fehler gemacht werden. Der Grund davon liegt wohl hauptsächlich darin, daß man sich von Jugend auf gar nicht zu schnellen Entschloßungen gewöhnt hat, und also gleichsam, wenn sich solche Fälle ereignen, wo Entschloßheit nothwendig ist, unvorbereitet in die äußerste Verwirrung versetzt wird.

An Entschloßheit gewöhnt man sich sehr leicht, wenn man sich nämlich gewisse Lagen

Von den Gelegenheiten, wo Kühnheit die Stelle der Klugheit vertritt.

denkt, wo auf allen Seiten mehr Gefahr als Vortheil wahrzunehmen ist. Man geht dann bey sich selbst zu Rathe, welches Mittel wohl das sicherste und gemeinnützigste ist, um der Gefahr zu entkommen. Solche Prüfungen mit sich selbst und mit seiner eigenen Entschlossenheit stelle man oft an, und man wird nachher, wenn sich dergleichen Fälle wirklich ereignen, wo Entschlossenheit schlechterdings die Stelle der Klugheit vertreten muß, weniger nachtheilige Folgen für sich selbst und andere durch dergleichen Entschlüssen haben.

Als Tarquinius sah, daß er mit den Römern nichts ausrichten konnte, zog er den benachbarten König Porfenna auf seine Seite. Dieser rückte mit einem großen Heer gegen die Römer an, und nöthigte sie, sich über die Brücke in die Stadt zu ziehen. Rom war so gut als verloren, wenn nicht Horatius Cocles durch seine Entschlossenheit der Sache eine ganz andere Richtung gegeben hätte. Er, und noch zwey Römer, setzten sich in der Mitte der Brücke und hielten den andringenden Feind so lange ab, bis die Brücke hinter ihnen abgetragen war. Nun retteten sich die beiden Römer, und Horatius blieb allein zurück, rang so lange, bis die ganze Brücke abgeworfen war, sprang dann in den Fluß, und kam glücklich in die Stadt. Diese

Tapfer:

Tapferkeit und Entschlossenheit rettete Rom von den Händen seiner Feinde.

Als einst Friedrich der Große mit dem General Seidlitz über eine Brücke ritt, und von ihm zu erfahren wünschte, wie er sich verhalten würde, wenn auf beiden Seiten der Brücke Feinde eindrängten, so sagte Seidlitz nichts, sondern gab ihm einen thätigen Beweis von seiner Entschlossenheit, indem er seinem Pferde die Sporen gab, und sich mit demselben über die Brücke in den Fluß stürzte. Diese Beispiele verdienen Nachahmung. Unüberwindlich wird unser Vaterland seyn, wenn seine Vertheidiger Klugheit und Entschlossenheit in sich zu vereinigen suchen.

Ein Offizier, der dem Vaterlande wahrhaftig reelle Dienste leisten will, muß nicht nur den Umfang aller militärischen Wissenschaften bis zur höchsten Vollkommenheit studiert haben, sondern er muß auch mit diesen Kenntnissen Hertzhaftigkeit und Muth verbinden. In jedem Fach ist nur der ein großer Mann, der nicht nur Theorie, sondern auch Praxis besitzt. Die besten entworfensten Plane, die herrlichsten Regeln, den Feind anzugreifen und ihm seine Vortheile abzugewinnen, verschaffen nur halb den Vortheil, den sie ganz verschaffen würden, wenn der Anführer, der diese Befehle giebt, Muth und Hertzhaftigkeit besäße.

besäße. Die Griechen und Römer besaßen dergleichen Männer, und ihnen hatte das Vaterland Ruhm, Glanz und Unüberwindlichkeit zu verdanken. Aber sie nicht allein können sich solcher großer Männer rühmen; auch unser Vaterland besaß dergleichen, und besitzt sie auch noch.

Unter den Griechen zeichnete sich wegen seiner Herzhaftigkeit der schon oben genannte Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern aus; nicht weniger Demosthenes, der berühmte Redner Griechenlands. Als Philipp von Macedonien die Vornehmsten in Griechenland in sein Interesse gezogen hatte, und schon Herr vom Eingang in Griechenland geworden war, so warnte Demosthenes seine Landsleute, und setzte sich seinen Eingriffen mit Herzhaftigkeit und Muth entgegen; und hätten damals seine Mitbürger seinem Beispiele mit mehrerer Schnelligkeit gefolgt, so würde Griechenland seine Freyheit gewiß behalten haben.

Als Porsenna die Stadt Rom eingeschlossen hielt, und ihr alle Zufuhr abschnitt, um sie auszuhungern, fand sich ein Römer, Namens Mucius, der es unternahm, den König selbst umzubringen. Er verkleidete sich als ein feindlicher Soldat, gieng in das Lager hinüber, und kam bis an das Zelt des Königs. Hier sah er einen
präch.

prächtigt gekleideten Mann sitzen. Er hielt ihn für den König, und erstach ihn; es war aber nur der Schreiber des Königs gewesen. Sogleich ward er ergriffen, und mit den schmerzhaftesten Martern bedroht; aber er sagte laut und unerschrocken: „Ich bin ein Römer und halte es für erlaubt, den Feind meines Vaterlandes umzubringen; allein ich bin auch eben so gefaßt zum Tode. Wenn es mir nicht gelungen ist, König! dich umzubringen, so wisse, daß unsrer dreyhundert Römer sind, die sich verbunden haben, dich zu morden. Mache dich gefaßt! Einer nach dem andern wird dir nachstellen, und einem wird es gelingen; und damit du dich überzeugst, daß ich Herzhaftigkeit und Muth besitze, daß ich Schmerz und Marter für nichts achte — sieh hier!“ Mit diesen Worten steckte er seine Hand in ein Opferfeuer und ließ sie mit unerschütterlichem Muth verbrennen. Porfenna, erstaunt über das, was er sah und hörte, ließ den Mucius frey nach Rom zurückkehren, bewilligte den Römern Friede und schenkte ihnen alle Lebensmittel, die in seinem Lager befindlich waren.

Obnerachtet in der Schlacht bey Runnersdorf viele Offiziere nahe bey dem König durch feindliche Kugeln verwundet wurden, so blieb der König dennoch immer unbeweglich halten; sein Pferd wurde durch eine Kugel verwundet, er stieg

stieg ab, ließ sich ein neues geben, und bestieg dasselbe wieder, und niemand konnte ihn bewegen, seinen gefassten Posten zu verlassen.

Unter solch einer Anführung war es wohl nicht leicht anders möglich, als daß Stabs- und Subalternoffiziere überall Herzhaftigkeit und Muth blicken ließen, und ich würde wenig Mühe nöthig haben, Beyspiele dieser Art aufzufinden, wenn nicht mein Vaterland schon genugsam mit den Heldentugenden ächter Preußen bekannt wäre.

Von der
Standhaf-
tigkeit und
Uner-
schrocken-
heit.

Daß Standhaftigkeit und Uner-
schrockenheit eben so wohl, als Herzhaftigkeit und Muth, unter die nicht seltenen Tugenden preussischer Helden gehören, und daß sie es sind, durch welche die unersteiglichsten Schwierigkeiten und Gefahren besiegt werden, dies beweisen der siebenjährige Krieg und die durch unsre Helden rühmlich errungenen Trophäen. Selbst in dem Herzen des gemeinen, aber ächten preussischen Soldaten sind diese Tugenden zu finden.

Als im siebenjährigen Kriege ein schwarzer Husar in die Gefangenschaft der Franzosen gerieth, wurde er von Clermont gefragt, wo Ferdinand sich gelagert hätte? Muthig antwortete der Husar: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet.“ Man frug ihn weiter, wie stark die Armee seines Königs sey? Er antwortete: „Sie möch-

möchten sie auffuchen und zählen, wenn sie Rath genug dazu hätten.“ Clermont hielt sich durch diese Kühnheit nicht beleidiget, sie gefiel ihm viel mehr und veranlaßte ihn, den Husaren zu fragen, ob sein König viele solche Soldaten hätte, wie er sey? Der Mann mit dem Todtenkopf antwortete: „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wär ich igt nicht euer Gefangener.“ Clermont schenkte ihm einen Louisd'or. Der Preuße nahm ihn an; allein im Angesicht des Feldherrn gab er das Goldstück einem französischen Soldaten, mit der Erklärung: daß er den Feinden seines Volkes schlechterdings nichts zu verdanken haben wollte. Man trug ihm Dienste und eine Offiziersstelle an, und er antwortete mit Hohngelächter, daß er ein Preuße sey.

Als in der Bataille bey Sohr ein preußischer Soldat vom Regiment des Prinzen von Anhalt eine Wunde empfangen hatte, verband er sie mit Gleichgültigkeit. Ein Offizier sagte zu ihm, daß er zurückgehen könnte. „Nein,“ erwiederte der Soldat, „ich will lieber ins Gefecht gehen, und sehen, ob ich demjenigen, der mich verwundet hat, ein gleiches versehen kann.“ Er gieng, und focht mit solcher Tapferkeit so lange, bis er von Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde todt zur Erde fiel.

Als

Als die Albaner und Römer, die sonst mit einander vereinigt waren, unter dem Tullius Hostilius einander fast zu gleicher Zeit in ihr Land fielen, und es zu einer Schlacht kommen sollte, that der albanische König den Vorschlag, daß von jeder Parthey einige ausgesucht werden sollten, mit einander zu kämpfen, um den Streit und Sieg zu entscheiden. So wählte man aus dem albanischen Heere drey Brüder, und aus dem römischen andere drey Brüder; Horatier hießen die römischen und Curiatier die albanischen. Sie fochten; und beide Heere waren Zuschauer. Anfangs schien es übel für die Römer abzulaufen. Zwen Horatier waren schon todt, und die Curiatier lebten noch alle. Letztere hatten schon Wunden bekommen, aber der noch übrige einzige Römer nicht. Er nahm seine Zuflucht zur List, stellte sich, als flöhe er, und als ihn die andern einzeln verfolgten, erlegte er einen nach dem andern, ehe ihn der andere einholen und seinem Vordermann zu Hülfe kommen konnte. So erwarb Horatius durch Standhaftigkeit und Unererschrockenheit, vereint mit List, den Römern die Oberherrschaft über die Albaner.

Aber man unterscheide Tollkühnheit und Standhaftigkeit, Unererschrockenheit, Herzhafteit und Muth wohl. Die Gränzen von diesen sind leicht wahrzunehmen. Wer tollkühn ist, der stürzte

stürzt sich und die Seinigen ohne Noth muthwillig in Gefahr; seine Absicht dabey ist, sich für einen großen Helden geltend zu machen, selten aber wird seine Absicht erreicht. Denn wer sich in Gefahr ohne Noth giebt, der kommt gemeinlich darin um, und das Vaterland hat keinesweges Ursache, auf dergleichen tollkühne Waghälse stolz zu seyn. Die Folgen der Tollkühnheit sind nicht nur für den, der sie ausübt, sondern für noch Mehrere gefährlich.

Nur dann zeige man, daß man diese Tugenden eines Helden besitze, wenn die Lage der Sache dergleichen Thaten fordert, und hauptsächlich dann, wenn man es mit einem Feinde zu thun hat, der durch seine Tapferkeit berühmt, und durch seine Unersehrockenheit als fürchterlich bekannt ist.

Nie müsse dieser heroische Muth das Gefühl für Menschlichkeit ersticken! Denn sobald ein ^{Von der Menschlichkeit.} Held das Gefühl für Menschlichkeit erstickt, so hört er auf, Mensch zu seyn, und ist er nicht Mensch, dann verliert eine jede seiner Heldentugenden ihren Glanz. Nur derjenige verdient den Namen Held dreysach, der nicht nur durchs Schwert Feinde besiegt, sondern auch durch Menschlichkeit Herzen erobert. Friedrich der Große, der ein Schrecken der Feinde war, zeigte

zeigte in seiner Brust das größte Gefühl für Menschlichkeit. fand er auf dem Schlachtfeld verwundete Feinde, so sorgte er persönlich für ihre Verpflegung. Beym Durchmarsch durch Leipzig besuchte er den edlen Eustine, Marschal de Camp, der in der Schlacht bey Rosbach verwundet und gefangen genommen war. Er bezeugte ihm seine Hochachtung und die Versicherung, wie sehr er von den Verdiensten und Vorzügen seiner Nation überzeugt wäre; ja er nahm diesen edlen Marschall so für sich ein, daß dieser sich aufrichtete und mit Rührung sagte: „Sire, Sie gießen Del in meine Wunden.“

Als Darius, der dem kleinen Heere Alexanders ein unermesslich großes Heer entgegengestellt hatte, und von ihm nicht nur überwunden, sondern auch nebst Mutter, Gemahlin und Kindern selbst gefangen war; so besuchte Alexander sie nicht mit der Miene eines Siegers, sondern mit der Miene eines Freundes. Er tröstete sie, und suchte ihr Schicksal, wo er nur konnte, zu erleichtern. Wie Darius von diesem großmüthigen Verfahren hörte, rief er aus: „Götter meines Vaterlandes, erhaltet nur zuerst mein Reich; nach meinem Tode aber mag kein anderer über Asien herrschen, als dieser so gerechte Feind, dieser so mitleidige Sieger!“

D, wie

O, wie groß muß sich dann der Sieger fühlen, wie groß der Held, wenn er sieht, daß diejenigen, die sein Schwert bezwang, ihn noch als Menschenfreund segnen! Aber auch dadurch beweist er, daß er ein wahrer Held ist, wenn er seine ihm anvertraute Macht nicht dazu braucht, seine Untergebenen zu tyrannisieren; wenn er nicht Wehrlose unterdrückt, oder sein Schwert gegen den Greis und den Säugling an der Mutter Brust aufhebt, sondern vielmehr ihr Schutzgott wird, und sie vor Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten beschützt.

Wenn je eine Tugend denjenigen, der sie besitzt, beseligt, und rings um ihn Glanz verbreitet, so ist's die Vaterlandsliebe. Sie fordert ihre Verehrer auf, Blut und Leben für das Beste des Vaterlandes aufzuopfern. Nie wohnt sie in der Brust eines kleinen Geistes, nie in niedrigen Seelen. Nicht Bestechung, nicht Freyheit, nicht Ehre und Würde, ja selbst nicht Kronen, können den Patrioten gegen sein Vaterland untreu machen. Die Gedanken: du hast deinem Vaterlande Leben, Unterhalt, Glück und gute Tage zu verdanken; wenn du stirbst, sind die Deinigen nicht verlassen, denn das Vaterland sorgt für sie; an allem Guten, was du für dein Vaterland stiftest, haben die Deinigen Antheil, und alles Unglück, was du über dasselbe verhängst

oder

oder zulässest, trifft nicht minder die Deinigen — diese Gedanken beseligen den Patrioten, und stößen ihm auf der ganzen Laufbahn seines Lebens Liebe für sein Vaterland ein.

Unter den Römern zeichnete sich besonders, so wie Schwerin unter den Preußen und Hermann unter den Deutschen, Regulus durch diese Tugend aus. Er führte in Africa den Krieg so glücklich, daß die Carthaginienser wenig mehr als ihr Carthago übrig behielten. Nachher wurde er zwar überwunden und gefangen genommen, aber in eben diesem Unglücke zeigte er seine Größe. Man nahm ihm den Eid ab, und schickte ihn unter der Bedingung nach Rom, daß er frey seyn sollte, wenn er ihnen von den Römern Frieden verschaffte: konnte er aber keinen Frieden bewirken, so sollte er in seine Gefangenschaft zurückkehren. Regulus kam nach Rom. Aber weit entfernt, dem Senat zum Frieden zu rathen, feuerte er ihn vielmehr zur thätigen Fortsetzung des Krieges an, und reiste dann gelassen nach Carthago zurück, ob er gleich wissen konnte, daß ihm daselbst die fürchterlichsten Martern bevorstanden.

Gleichen Beweis der Vaterlandsliebe gaben Nalko und Stoinet, ein Paar edelmüthige Brüder, Abkömmlinge einer Nebenfamilie des
von

von Gero ausgerotteten königlichen Stammes der Wenden. Gero hatte auf einem Gastmahle, das er den vornehmsten wendischen Fürsten gab, dreißig derselben meuchelmörderischerweise umbringen lassen, um die Wenden desto leichter zu besiegen. Schon zitterten die Wenden vor ihren christlichen Unterdrückern; Stoinet und Rakko aber, von Patriotismus durchdrungen, warfen sich zu Anführern auf, und fielen den Kaiser Otto im Jahre 955, gerade zu einer Zeit an, wo er auch auf einer andern Seite von den Hunnen beunruhigt wurde. Den sächsischen Herzog, Hermann Billung, den er ihnen entgeschickte, schlossen sie in einer befestigten Stadt ein. Selbst Otto, Gero und das feindliche Heer, wurden durch ihre Tapferkeit in eine so mißliche Lage versetzt, daß Otto sich gedrungen sah, Friedensvorschläge anzubieten. Allein sie blieben unbeweglich; sie verlangten, die ihrem Vaterland angethane Grausamkeit zu rächen. Glücklicherweise fand Otto Gelegenheit, durch den Meineid eines Wenden sich der Gefahr zu entziehen. Demohngeachtet wurde er von Stoinet und Rakko verfolgt; aber ach! ihr kraftloses Heer wurde von Ottos kraftvollem besiegt. Doch, Stoinet und Rakko zu besiegen, war unmöglich; sie heimlich zu überfallen und zu morben, als sie abgemattet unter einem Baume schliefen, war desto leichter.

O, wie glücklich, wie unermesslich glücklich, wird unser Vaterland seyn, wenn in der Brust jedes Preußen Patriotismus wohnet! Angeseuert von dieser Tugend, wird keine Macht es wagen, den Grundstein unsers Vaterlandes zu verrücken. Der Name Preuße wird unsere Feinde zurückschrecken; und Ruhe, Glückseligkeit, Künste und Wissenschaften werden in unsern Mauern ewig blühen.

Auf euch, ihr Beschützer und Vertheidiger des Vaterlandes, kommt es an, ihr seyd es, unter deren Schutz das Vaterland bis zu der Größe aufblüht, gegen welche Griechenland und Rom bey ihrem größten Glanze verdunkelt werden. Aber nicht Eine Tugend allein muß in eurer Brust wohnen; alle Tugenden, die den Helden bilden, müssen sich fest in euch vereinigen.

Noch einmal muß ich das Bild eines Helden, um es dem Gedächtniß unauslöschlich zu machen, aufstellen.

Reich an Kenntnissen, sucht der wahre Held nichts weniger, als zu glänzen. Gegen seine Untergebenen ist er Freund und Vater. Stolz auf die Ehre seines Königs, blickt er mit großmüthiger Verachtung auf diejenigen herab, die die Absicht haben, ihn zu beleidigen. Er würgt nicht, von Blutdurst entbrannt, das jammernde Weib,
nicht

nicht den Säugling an der Mutter Brust, nicht den zitternden Greis am Stabe schleichend. Nur gestählt ist sein Arm, angespannt jede Sehne, die Feinde des Vaterlands zu demüthigen; Wehrlosen und Jammernden ist er Schutzgott und Wohlthäter.

Reich an Kenntnissen seines Verstandes, stark und nervicht an Heldenkraft, ist er zu jeder Stunde bereit, den Tod fürs Vaterland zu sterben. Muthig sieht er dem Tode ins Angesicht, und mit Verachtung blickt er auf jede Befleckung, und wenn sie vom Gewichte einer Krönkrone wäre. Selbst wenn er fällt, ist sein Fall noch Aufmunterung für seine Untergebenen zu großen Thaten. Er stirbt als Sieger. In jeder Brust wird ihm ein Denkmal errichtet, das Zeit und Ewigkeiten trozt. Das Vaterland segnet seine Asche. Schwerin, Winterfeld und Reith, winken seinem verklärten Geiste. Folgsam ihrem Winke, tritt er mit ehernem Schritt in Friedrichs des Einzigen Elysium. Herrlich glänzt der Siegeskranz, von Friedrich selbst ihm um die Schläfe gewunden. Enkel und Urenkel hören von seinen Thaten, staunen, wünschen und streben seines Glanzes Pfad zu betreten.

D dreymal glückliches Vaterland, schon jetzt kannst du stolz auf deine Helden, mit Lorbeer gekrönt, dein Haupt hoch empor heben! Groß und

und unnachahmlich wirst du bleiben, von Zone zu Zone, von Pol zu Pol. Neue Helden blühen aus dir auf. Groß sind ihre Seelen, gestählt ihre Arme, und ihr allgemeiner Wahlspruch ist, zu siegen oder zu sterben für ihr Vaterland.

O großer Schatten Friedrichs, blick herab von deines Glanzes Höhe! In deinen Kindern blühen deine Thaten fort — Blick herab! Auch hier im niedrigen Thale strömt für dich Seligkeit. Den Pfad, den du einst giengst, wandeln, Hand in Hand, deine durch dich gebildeten Krieger. Friedrich Wilhelm hält das Scepter ächter Brannen in seiner Rechten. Friedrich Wilhelms Name und Beyspiel feuert zur Vaterlandsliebe und zu großen Thaten an.